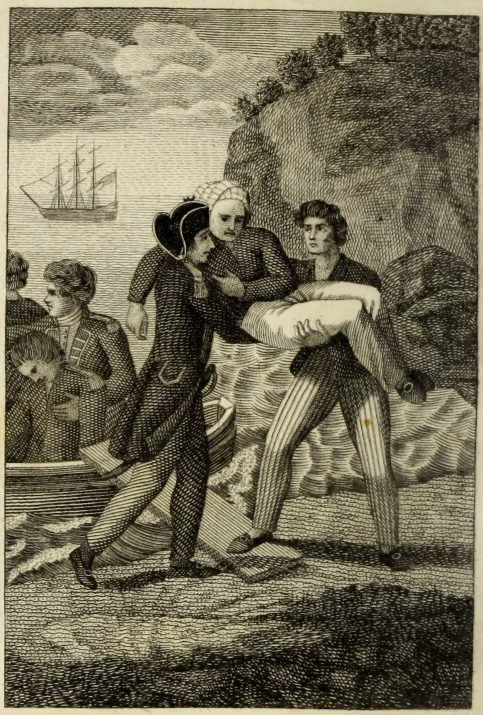

Weber Sc.

Landung auf der Insel Finian.

Der Commodore des Centurio trägt die Kranken seines Schiffs ans Land.

Die

berühmtesten

See- und Land-Reisen,

nebst

allen interessanten

Entdeckungen

von

Columbus

bis

auf gegenwärtige Zeit.

Sechster Band.

Leipzig, 1806.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/diebermtestensee61duke

RBR
Jantz
#943
6d.6

Reise der Capitaine Clipperton und Shelvock um die Welt.

(Beschluß.)

Durch dieses Glück aufgemuntert, scheint Betagh den Capitain Hatley und die Majorität der Mannschaft für den Plan gewonnen zu haben, mit ihrer Prise nach Ostindien zu entweichen. Aber kaum hatten sie diesen seeräuberischen Entschluß gefaßt, als sie ein fremdes Segel sich nähern sahen. Dieß war ein spanisches Kriegsschiff, welches ihrer projectirten Fahrt bald ein Ende machte. Die Gefangenen wurden im Allgemeinen nicht gut behandelt; nur Betagh, als Katholik und als Irländer, ausgenommen, der als Belohnung für seine Verrätherey und für die Nachrichten, die er den Spaniern von meinen Plänen gab, noch obendrein eine Officierstelle im spanischen Dienste erhielt. Da dieser Verräther wußte, welchen Plan ich für unsere künftige Operationen entworfen hatte, so war ich nicht ohne Besorgniß, daß ich gleichfalls den Spaniern bald in die Hände fallen würde.

Am letzten Februar ankerten wir auf der Rhede von Guanacho. Wir fanden daselbst ein Fahrzeug, an dessen Bord nur zwey Männer und ein Knabe waren. Von diesen erfuhren wir, daß ein reiches Schiff in der Bucht von Paita vor Anker liege. Da wir aber daselbst anlangten, erblickten wir nur ein kleines, fast ganz abgetakeltes Fahrzeug.

Weil es mit zu dem Plane unserer Reise gehörte, Paita anzugreifen, so zog ich meine Officiere hierüber zu Rathe. Am Morgen darauf in der Frühe landete ich mit sechs und vierzig Mann, und befahl dem Schiffsmeister, sich mit dem Schiffe zu nähern, damit wir die Beute um so schneller an Bord schaffen könnten. Ich marschirte auf die Hauptkirche zu, ohne Widerstand anzutreffen, denn die Einwohner waren insgesammt geflohen. Als es heller ward, erblickten wir zahlreiche Haufen auf den benachbarten Anhöhen, mit welchen ich mich schlagen zu müssen glaubte; so wie wir uns aber näherten, zogen sie sich zurück.

Der Tag wurde mit dem Einschiffen alles dessen zugebracht, was wir habhaft werden konnten. Die Beute bestand vorzüglich in Lebensmitteln, wovon wir einen großen Vorrath zusammen brachten. Nachmittags kam von den Spaniern ein Abgeordneter zu uns, um sich zu erkundigen, was ich für die Ranzion der Stadt verlangte. Ich forderte zehn tausend Stück von Achten, die binnen vier und zwanzig Stunden bezahlt werden müßten. Allein der Gouverneur gab mir deutlich zu verstehen, daß er meine Forderung mir nicht bewilligen könne noch wolle; und daß, wenn ich nur die Kirchen schonen wolle, er sich aus der Stadt nichts machen werde.

Als ich diese entscheidende Antwort erhalten hatte, brachte ich, was in der Stadt noch von Werth war, zusammen, und gab darauf Befehl, die Häuser anzuzünden. Allein kaum stand Paita in Feuer, als meine Leute am Bord mich durch Signale zu sich riefen, und unaufhörlich nach dem Eingange des Hafens hin feuerten.

Ich eilte nun mit allen meinen Leuten fort; aber man denke sich mein Erstaunen, als ich ein großes Schiff mit spanischer Flagge gewahr ward, welches über uns herfallen wollte. Ich blickte jetzt auf die brennende Stadt zurück, und beklagte es, daß ich so übereilt gehandelt hatte. Doch durch die einsichtsvollen Maßregeln des Schiffsmeisters Coldsea glückte es mir alle meine Leute glücklich an Bord zu bringen. Der Feind hatte sich uns mittlerweile bis auf einen Pistolenschuß genähert, und sein furchtbares Aeussere machte die ganze Mannschaft muthlos. Ich erwartete jeden Augenblick, daß er versuchen würde uns zu entern; aber er verlor den rechten Zeitpunkt dazu. — Indessen kappten wir unser Ankertau und entfernten uns durch Manövriren etwas vom Feinde, ehe er uns eine Lage geben konnte. Diese schadete uns wenig; wir spannten die Segel aus und kamen den Spaniern bald aus der Schußweite.

Dieses Schiff hieß der Peregrin. Es führte sechs und funfzig Kanonen und vier hundert und funfzig Mann. Während dieses ungleichen Gefechts wurde bey uns kein Mann weder getödtet noch verwundet, wiewohl wir dem feindlichen Feuer sehr ausgesetzt waren, und obgleich nahmen sich einmahl ein Schuß in eine unserer Stückpforten drang, eine Kanone von der Lavette warf und ihre Nuß abriß, die dann in vielen Stücken um-

her flog, ohne jedoch irgend jemanden zu beschädigen. Indessen hatte das Schiff sehr wesentlichen Schaden gelitten; und ein unglücklicher Schuß nahm den Bug unseres Bootes weg und entzündete einige Patronen, die man aus Nachlässigkeit unbedeckt hatte liegen lassen, und die nun die Taue des Bootes wegrissen und dessen Verlust verursachten.

Da der spanische Admiral sahe, daß wir schneller segelten, als er, so wendete er sich und steuerte nach Paita. Unsere Errettung von einem uns so weit überlegenen Feinde kam uns selbst wie ein Wunder vor. Wir hatten nicht den dritten Theil der Kanonen und der Mannschaft; die Spanier näherten sich uns zum Gefecht vorbereitet; wir hingegen wurden überfallen und waren in großer Verwirrung. Uiberdieß war unser kleines Gewehr naß und deßhalb untauglich; und was das Schlimmste war, nur ein Drittel der Mannschaft traf Vorbereitungen zu einem hartnäckigen Widerstande, im Fall wir auf das Aeußerste getrieben würden, indeß die übrigen mit dem Manövriren und dem Segelwerke beschäftigt waren.

Im Ganzen genommen, war es unser Glück, daß wir dieser drohenden Gefahr entgingen. Sie war für uns um so fürchterlicher, da die Einäscherung der Stadt den Feind außerordentlich gereitzt haben mußte; wären wir ihm daher in die Hände gefallen; so hätten wir uns wenig Schonung von ihm versprechen dürfen. Genau betrachtet, war jedoch das Ereigniß schlimm genug für uns. Der Verlust des Bootes und des Ankers war für uns unersetzlich; und man kann behaupten, daß er die eigentliche Ursache aller Uibel ward, welche den übrigen Theil dieser Erzählung anfüllen werden.

Am Morgen darauf erblickten wir zwey Segel hinter uns. Eins davon steuerte offenbar nach Paita; und je näher ich dem andern kam, desto verdächtiger ward es mir. Dieß bewog mich, das Schiff zu wenden, und die Segel auszuspannen, um mich zu entfernen. Dennoch kam das Schiff auf uns los, und näherte sich uns so weit, daß wir es erkennen konnten. Es war der Brilliant, von sechs und dreyßig Kanonen, hauptsächlich mit Franzosen bemannt, und der Gefährte des Admiralschiffes, welchem wir so eben entwischt waren. Dieß Schiff war ein sehr schneller Segler und sehr gut betakelt; und wäre nicht die Nacht eingebrochen, so würden wir unmöglich haben entfliehen können.

Ich verfiel nun darauf, die alte Kriegslist zu spielen, die, wie ich vermuthete, in diesem Welttheile neu seyn dürfte. Ich ließ nähmlich eine brennende Laterne in einer halben Tonne, die dadurch das Ansehen eines Bootes erhielt, hintreiben, und änderte dann unmittelbar meinen Lauf. Als der Tag anbrach, konnte ich nichts vom Feinde gewahr werden. Dieß war das zweyte Mahl, daß wir der Gefahr glücklich entgingen.

Wie es scheint, segelte Betagh am Bord dieses letzten Schiffes, und zu Folge seines Raths ließ der Admiral das andere Schiff windwärts von Bobos, unserm ersten Versammlungsorte, fahren, indeß er selbst nach Paita steuerte, um uns aufzusuchen. Diese Trennung beyder Schiffe von einander, wodurch man uns um so sicherer zu fangen suchte, diente vielmehr zu unserer Rettung.

Da ich fand, daß mir der Feind so nahe war, so entfernte ich mich dreyßig Meilen von

der Küste, und legte dann bey, um zu erwägen, was jetzt zu thun sey. Ich wußte, daß ein Embargo auf alle Schiffe unter dem Winde sechs Monath lang gelegt worden: unsere Prise, die ich als einen Brander hatte ausrüsten wollen, war dem Brilliant in die Hände gefallen; das Schicksal des Merkurs war mir noch unbekannt, und von meinem Gefährten wußte ich ganz und gar nichts. —

In dieser Verlegenheit berief ich meine Officiere zu einer Berathschlagung. Ich äußerte gegen sie, daß wir an der Küste von Chili leicht glücklicher und allem Ansehen nach sicherer seyn dürften, als wo wir jetzt wären; ich schlug daher vor, nachdem wir Wasser zu Juan Fernandez eingenommen haben würden, die noch übrige Zeit hindurch bey den Häfen von Conception, Valparaiso und Coquimbo zu kreuzen, wo wir uns vermuthlich eines Schiffes und aller nöthigen Vorräthe würden bemächtigen können.

Dieser Plan fand allgemeinen Beyfall, und wir steuerten sogleich windwärts. Meine Absicht war übrigens, wenn ich erst dieses Ziel erreicht haben würde, mich nach der mexikanischen Küste zu begeben, und daselbst in eine hohe Breite hinauf zu fahren, weil ich dort nicht nur den Capitain Clipperton zu finden, sondern auch auf das Manillaschiff zu stoßen hoffte.

Den eilften May kamen wir auf die Höhe von Juan Fernandez, und ich kreuzte hier herum, bis den ein und zwanzigsten ein heftiger Sturm sich erhob, in welchem unser Kabeltau verloren ging, und wo am Ende der Schiffbruch unvermeidlich war. Nur einer besondern Zwischenkunft der Vorsehung verdankten wir es, daß wir ge-

rade noch an einer glücklichen Stelle strandeten, denn wenig Faden weiter rechts oder links, und wir wären sicher insgesammt umgekommen. Alle unsere Maste stürzten um, und zwar noch zu unserm Glücke, weil sie uns nun als Flösse dienten, auf denen wir uns, einen einzigen Mann ausgenommen, alle retten konnten. Bey diesem Unglücke brachte ich noch meine Vollmacht, einige Fässer Brot, zwey Compasse und etliche mathematische Instrumente und Bücher in Sicherheit. Das Schiff war wenig Minuten, nachdem es gestrandet war, voll Wasser, ging aber noch nicht sogleich auseinander.

Als wir das Ufer erreichten, konnten wir unsere durchnäßten Glieder auf nichts, als dem kalten Erdboden ruhen lassen, und wir waren, mit einem Worte, in dem betrübtesten Zustande. Abends zündeten wir ein Feuer an, wickelten uns ein, so gut wir konnten, und lagerten uns um dasselbe herum: so schliefen wir, der rauhen Witterung ungeachtet, recht gut. Den folgenden Morgen war es uns, als ob wir von einem schreckenvollen Traume erwachten, und die traurige Veränderung unserer Lage war so groß, daß wir kaum unsern Sinnen trauen konnten.

Ich suchte nun sogleich die Mannschaft zu versammeln, um den Versuch zu machen, ob wir nicht einige Bedürfnisse und Vorräthe von dem Wrak noch retten könnten; doch die Leute waren so zerstreut und so außer der Fassung, daß ich sie nicht zusammen bringen konnte, sonst hätten wir wahrscheinlich unsern Vorrath an Fleisch noch geborgen. Die Gelegenheit hierzu ging über der Emsigkeit verloren, mit welcher sie Hütten und Zelter zu ihrer künftigen Wohnung errichteten,

und mittlerweile entstand ein fürchterlicher Sturm, welcher alle Vorräthe des Schiffes zerstreute, ausgenommen ein Faß Rindfleisch und ein Faß Mehl, die an das Ufer gespült wurden. Alles Geld war unwiederbringlich verloren, bis auf 1100 Thaler, die den Passagiers gehörten.

Ohngefähr eine halbe Meile vom Ufer fand ich einen schicklichen Platz, wo mein Zelt aufgeschlagen werden konnte. Auf beyden Seiten floß ein schöner Bach, und Brennholz sowohl, als Nutzholz, gab es vollauf in der Nähe. — Das Schiffsvolk siedelte sich rings um mich herum an, und nachdem jeder sich vor der rauhen Witterung, so gut als es die Umstände gestatteten, gesichert hatte, brachten wir die langen Abende um ein großes Feuer gelagert, damit zu, Krebse in der Asche zu rösten.

Ich fing nun an, darauf zu denken, wie wir aus den Materialien des Wraks ein Schiff bauen könnten, welches uns alle faßte; als ich mich aber dieserhalb mit dem Schiffszimmermanne besprach, erhielt ich eine sehr ungünstige Antwort. Ich wendete mich nun an den Schmidt; dieser hatte seine Bälge aus dem Schiffbruche gerettet, und erklärte mir, daß er hoffte, mit Hülfe der Materialien, die sich noch auf dem Wracke finden würden, das nöthige Eisenwerk liefern zu können. —

Endlich war ich im Stande, meine Leute zum Baue einer Barke anzustellen; da sie aber in zwey Haufen getheilt waren, konnte ich nicht viel allgemeine Aufsicht über sie führen, und sie gingen zur Arbeit, wie es ihnen beliebte. Den Zimmermann mußte ich beschenken, damit er nur arbeiten half, und so brachten wir am Ende eine Barke

von ungefähr zwanzig Tonnen zu Stande, wie wir sie unter den gegenwärtigen Umständen gerade brauchten. Der Schmidt hatte auch ein Boot zu bauen unternommen, welches nun ebenfalls fertig war, und wir brauchten es, um darin See-Aale zu fangen, von denen wir eine Partie einlegten.

Als das Schiff zuerst in das Wasser gelassen wurde, schöpfte es überall Wasser. Doch durch unabläßige Anstrengung, brachten wir Schiffspumpen an, und konnten so den fünften October das Schiff, welches wir die Recovery nannten, vom Stapel laufen lassen. Wir hatten keinen andern Anker, als einen großen Stein, an ein Seil gebunden, den der leichteste Windstoß hätte forttreiben können. Ich sah die Gefahren bey einem längern Aufenthalte hier, vorher, und da Mann und Gepäck an Bord gekommen waren, fingen wir an, uns zur Abreise zu rüsten. Etwa zwölf Personen liessen wir zurück, weil sie, gegen alle Vorstellungen taub, sich durch nichts überreden ließen, uns zu begleiten, und immer nur zur Antwort gaben: „sie wären vor der Hand für die andere Welt noch nicht hinlänglich vorbereitet.“

Capitain Shelvock bemerkt, daß die Luft auf dieser Insel so gesund ist, daß von siebzig Menschen, binnen der fünf Monathe und eilf Tage, die sie hier zubrachten, nicht ein einziger eine Stunde lang krank war, wiewohl es ihnen an guten Nahrungsmitteln und an Bequemlichkeit in so hohem Grade gebrach. Shelvock selbst, den die Gicht beynahe zum Krüppel gemacht hatte, wurde stark und gesund. Er schildert die Schönheit der Insel, ihre großen und romantischen Ansichten mit eben so lebhaften Farben, als andere Rei-

sende; dabey soll ihr Uiberfluß an Ziegen eine reichliche und treffliche Nahrung gewähren.

Während wir hier lagen, fährt der Capitain fort, trat die Zeit ein, wo die Seelöwen ihre Jungen werfen. Diese Thiere sind von ungeheurer Größe, und ich getraue mich zu behaupten, daß einen in den andern gerechnet das Stück eine Tonne Thran gibt.

So bald sie das Land erreicht haben, fallen sie in einen tiefen Schlaf, in welchem Zustande der Erstarrung sie ohngefähr einen Monath zubringen; haben sie aber Junge, so hält ein alter Seelöwe von der größten Art immer Wache, und erhebt bey Annäherung eines Feindes, ein fürchterliches Gebrülle.

Alles was man auf dieser Insel hört oder sieht, hat einen ganz eigenthümlichen Charakter. Die ganze Insel ist in allen ihren Theilen eine über alle Beschreibung schöne Wildniß. Die verschiedenen Ansichten majestätischer, unersteiglicher Berge, enger, düstere Thäler, mit dem gemischten und dumpfen Getöse der Wellen, die sich unaufhörlich am Ufer brechen, Wasserfälle, die von einer ungeheuern Kluft zur andern stürzen, das Gebrüll der Seelöwen, welches nach Verschiedenheit ihres Alters stärker oder schwächer, höher oder tiefer ist: dieß Alles zusammen gibt ein so wildes und Schrecken einflößendes Ganzes, daß auch das roheste Gemüth eine Zeit lang an diese Scene sich gewöhnen muß, ehe man den Genuß eines stärkenden Schlafes hier sich verschaffen, oder vom Schrecken sich ganz losmachen kann.

Den sechsten October gingen wir endlich unter Segel, indem wir für unsere Reise keinen andern Proviant mitnehmen konnten, als geräucher-

te Seeaale und etliche Scheffel Mehl. Wir waren zusammen unserer vierzig, dicht in dem engen Raume zusammen gedrängt, ohne alle Gelegenheit, für Reinlichkeit zu sorgen und ohne Mittel uns vor dem abscheulichen Gestanke der Fische zu sichern; dabey konnte niemand einen Tropfen Wasser geniessen, wenn er es nicht durch eine Röhre, die von allen gemeinschaftlich gebraucht wurde, aus der Tonne zog. Endlich gab es beständigen Zank um die Bratpfanne, in der wir unser unappetitliches Gericht uns zubereiteten, und da wir eine sehr schlechte Gelegenheit zum Feuern hatten, dauerte das Gepräkle des Bratens von Morgen bis in die Nacht.

Und unter solchen Umständen unternahmen wir eine Reise über den Ocean, und hielten uns noch obendrein für glücklich, daß wir nur einmahl wieder flott waren: wir hofften ganz sicher, daß uns in kurzem etwas begegnen würde, wodurch unsere Lage verbessert und unsere Sicherheit vermehrt werden würde.

Am vierten Tage unserer Reise trafen wir auf ein spanisches Schiff, Nahmens Margaritha, welches von uns muthig angegriffen wurde, aber uns dreymahl zurück schlug. Die ganze Nacht durch legten wir bey, um dem Schiffe nicht zu nahe zu kommen, weil unsere Munition sehr sparsam war; da aber der Morgen erschien, und wir Anstalten getroffen hatten, um den Spanier durch Enterung einzunehmen, oder uns seiner Uibermacht zu ergeben, sprang unglücklicher Weise der Wind um, und trieb uns den Feind aus dem Gesichte. In dem Gefechte mit diesem Schiffe war der Constabel getödtet, und der Oberlieutenant, so wie

der Steuermann und ein Matrose verwundet worden. —

Unsere Lage wurde nun verzweifelter, als je, denn kaum waren wir von dem Schiffe getrennt, so erhob sich ein Sturm, der vier Tage ununterbrochen fortdauerte, und uns in dieser Zeit in steter Todesgefahr erhielt. Es ist unbeschreiblich, was wir alles für Ungemach auszustehen hatten, und das Schiffsvolk wurde durch die drohende Gefahr so ausser Fassung gebracht, daß es den Entschluß faßte, bey nächster Gelegenheit sich zu ergeben. —

Unter diesen verzweifelten Umständen erinnerte ich mich einer Beschreibung von Iquiqua, die ich gelesen hatte, und schlug der Mannschaft vor, diesen Platz zu überrumpeln; der Vorschlag fand allgemeinen Beyfall, und wir richteten unsern Lauf dahin. Es dauerte gleichwohl drey Wochen, ehe wir ankamen, und da wir nichts hatten, womit wir die Barke an das Ufer ziehen konnten, so mußten wir See halten und das Boot allein landen lassen, welches von einigen Indianern am Strande mit einer Art Willkommen empfangen wurde. —

Da die Mannschaft gelandet war, so ging man in des Lieutenants Haus, sprengte die Thüren auf, und plünderte den ganzen Ort, wo wir fanden, was in unserer gegenwärtigen Lage mehr Werth für uns hatte, als Silber und Gold. Die Beute bestand nähmlich aus funfzig Scheffel Weizenmehl, etlichen tausend Pfund gut eingesalzner Fische, einer ansehnlichen Menge Vögel, etwas gepöckeltem Rindfleische, Schweinfleische und Schöpsenfleische, Zwieback und frischem Brode, außerdem noch aus sechs Fässern Wein und Brannt-

wein. Um unser Glück voll zu machen, fand sich auch dicht am Ufer ein Boot, in welchem wir die Beute fort bringen konnten, denn ohne dieß hätten wir den größten Theil müssen im Stiche lassen. —

Iquiqua hatte ungefähr vierzig, unregelmäßig und schlecht gebaute Häuser, die kaum diesen Nahmen verdienten, und eine kleine Kirche. In seiner Nachbarschaft sieht man nicht das mindeste Grüne, noch findet man irgend eine Art von Lebensmitteln; selbst das Wasser müssen die Einwohner zehn Seemeilen weit her in Booten hohlen.

Zwey Indianer, die wir zu Gefangenen gemacht hatten, berichteten uns, daß das Lieutenants-Boot gerade in Pisagua war, und daß man seine Zurückkunft bald erwartete. Da wir uns aber einmahl vorgenommen hatten, einen Angriff auf die Rhede von Le Nasco und Pisco zu machen, so segelten wir weiter, und am nächsten Morgen noch vor Tage stießen wir auf ein großes Schiff, welches wir vergeblich gefangen zu nehmen suchten, da wir unglücklicher Weise Windstille bekamen. Mehrere Stunden lang kämpften wir muthig gegen dieses Hinderniß, aber bey allen unsern Anstrengungen waren wir am Ende doch genöthigt, unsere gehoffte Prise fahren zu lassen. —

Dieses Schiff hieß St. Franzisko Palucio, hielt 700 Tonnen, und führte acht Kanonen und zehn kleine Stücken. Es war wohl bemannt und mit kleinem Gewehre versehen. Das Mißlingen unserer Versuche diente unruhigen Köpfen als Vorwand zu murren; sie hielten es für unmöglich, daß wir in unserer Lage ein Schiff würden erobern können, und waren geneigt, sich dem Feinde zu

ergeben, welcher die Nacht über in unserer Nähe lag. Um diesem verzweifelten Streiche vorzubeugen, sicherte ich die zwey Boote, in dem ich in jedes derselben zwey Leute postirte, auf die ich einiges Vertrauen setzte; aber dessen ungeachtet fand ich am folgenden Morgen zu meinem großen Verdruße, daß das beßte Boot durchgegangen war, und daß eine andere Parthie im Beg iff war, auch das zweyte zu entführen. Zum Glück sprang der Wind noch zeitig genug um, und verhinderte die Aufrührer, ihr Vorhaben auszuführen.

Am folgenden Tage kamen wir auf die Rhede von Pisco, wo wir ein fertiges großes Schiff entdeckten. Wir gingen darauf los, um eine verzweifelte Enterung zu wagen: doch zu unserm großen Vergnügen that es keinen Widerstand. Der Capitain und seine Officiers empfingen uns mit bloßem Kopfe und bathen mit vieler Demüthigkeit nur um Quartier. Ehe wir das Schiff bestiegen, hatte ich Befehl gegeben, daß unser Boot das ihrige aufhalten sollte, welches nach dem Ufer zufuhr; aber durch einige Fehler meiner Leute gelang es ihm, zu entwischen, und so verloren wir das Beßte von der ganzen Prise.

Das genommene Schiff war ohngefähr von 200 Tonnen, hieß Jesus Maria, und war vorzüglich mit Pech, Theer, Kupfer und Planken beladen. Der Capitain wollte sich mit 1600 Thalern loskaufen; doch in unserer Lage konnten wir einen solchen Antrag unmöglich annehmen. Er erzählte mir, daß die Margaritha in Callao eingelaufen wäre, und in dem Gefechte mit uns den Capitain nebst drey Mann eingebüßt hätte, und daß sie jetzt ausgebessert würde, um hernach in

Verbindung mit einer Fregatte von 28 Kanonen auf uns zu kreuzen.

Auf diese Nachricht machten wir dem spanischen Capitain ein Geschenk mit unserer Barke, und stachen sogleich in die hohe See, wobey wir glücklicher Weise auf unser Boot stießen, welches uns desertirt war. Die zwey Leute, die an Bord waren, hielten uns für Spanier und legten bey uns an, ehe sie ihren Irrthum inne wurden. Sie waren beynahe verhungert, indem sie seit drey Tagen nichts gegessen hatten, und waren gerade am Lande gewesen, um Meerschweine zu erlegen und ihr Blut zu trinken. Sie konnten ihre Desertion mit nichts vertheidigen, und fielen in einen festen Schlaf; ein schwacher Wind trieb sie des Nachts vom Schiffe weg.

Wir besuchten die Rheden von Malabriga und Cheripe, und da wir nichts fanden, so gingen wir den fünf und zwanzigsten November zwischen Lobos und dem festen Lande durch, und griffen Paita an. Ich machte hier einige Gefangene und erfuhr von ihnen, daß jetzt weder Proviant noch Geld in der Stadt wäre, weil die Einwohner durch die Streifereyen des Capitain Clipperton längs der Küste scheu geworden wären.

Diese ungünstige Nachricht hinderte uns gleichwohl nicht, unsern Weg mit spanischer Flagge zu verfolgen, bis wir an den Ankerplatz gekommen waren. Ich ließ sogleich einen Officier mit vier und zwanzig Mann in beyde Boote steigen, und dabey ihre Waffen verstecken, um nicht so viel Lärm zu erregen. So gingen sie auf die Stadt los, und die Einwohner waren so vollkommen überzeugt, daß wir Spanier wären, daß Kinder noch am Ufer spielten, als die Mannschaft lan-

dete. In einem Augenblicke wurde nun aber der Irrthum entdeckt, die ganze Stadt gerieth in die größte Verwirrung, und die Einwohner suchten über Hals und Kopf alles, was sie an Werthe hatten, fortzuschaffen. Wir fanden bloß einige Ballen grobes Tuch, etwas getrocknete Fische, und eine unbedeutende Quantität Brod und Zuckerwerk.

Da wir vor Anker lagen, nahmen wir ein Boot mit funfzig Fässern Wein und Branntwein, welches Callao heimlich verlassen hatte. — Der Steuermann von diesem Fahrzeuge gab mir von dem Schicksale von Hatley Nachricht.

Von hier aus richteten wir unsern Lauf nach der Insel Gorgona, wo wir den zweyten December anlangten. Hier gab es so vieles und so bequem zu schöpfendes Wasser, daß wir unsere Fässer in wenig Stunden füllten, und da auch genug Holz in der Nähe wuchs, so beendigten wir unsere Arbeiten binnen zwey Tagen. Wir waren in der That nicht wenig ängstlich, wieder in die See zu gehen, um nicht von dem Feinde entdeckt zu werden.

Da wir nun aus der Richtung heraus waren, wo wir vorzüglich befürchten mußten, entdeckt zu werden, berathschlagten wir uns wegen dessen, was nun zu thun sey, und die Mehrheit stimmte dafür, daß wir unmittelbar auf die Küste von Asien zusteuerten. — Wir nannten nun unser Schiff die glückliche Wiederkehr, und bemühten uns aus allen Kräften, unsern Zweck zu erreichen; doch Wind und Strom waren uns entgegen, und Einige, die sich heimlich der Ausführung unsers Plans entgegen setzten, hatten boshafter Weise viel von unserm Wasser auslaufen lassen. So waren

ren denn unsere Vorräthe an Lebensmitteln sowohl, als an Wasser für eine so weite Reise zu klein geworden, und um uns von Neuem damit zu versehen, schlug ich eine Landung an der Insel Quibio vor, wo ich das, was ich suchte, in Uiberfluß fand.

Den dreyzehnten Januar gingen wir daselbst vor Anker, und den nächsten Morgen wurden wir zwey große Piroguen mit spanischer Flagge gewahr, die wir, so gefährlich es auch war, dennoch anzugreifen beschlossen. Der Angriff ging unter dem Commando von Hrn. Brooks vor sich, und er brachte beyde Schiffe und zwey Gefangene, einen Mulatten und einen Neger auf; die übrige Mannschaft war in die Wälder geflohen.

Zu unserm großen Verdruße hörten wir, daß ein Schiff mit Lebensmitteln beladen diese Nacht bey uns vorbey gesegelt sey; doch um uns für diesen Verlust zu entschädigen, versprach der gefangene Mulatte, uns wohin zu führen, wo wir schnell und ohne Aufenthalt uns verproviantiren könnten. Keine Nachricht hätte uns willkommner seyn können, als diese. Alle Hände waren nun beschäftigt, uns, so viel als vor der Hand nöthig war, mit Holz und Wasser zu versorgen, und den neunzehnten Januar langten wir glücklich zwischen Mariato und der Insel Sebaco an. Da ich es mit unserm Führer vorläufig schon verabredet hatte, so schiffte ich mich den nächsten Morgen in dem Schiffsboote ein, und befahl dem Lieutenant, mir mit den zwey Piroguen zu folgen. Der Mulatte führte uns in den Fluß St. Martin und dann in waldige Buchten, wo ich zuerst an Verrätherey zu denken anfing; aber als der Tag anbrach, sahen wir eine schöne Weide, und nach

einem kurzen Marsche überzeugte uns der Anblick von zwey Meyerhöfen von den aufrichtigen Gesinnungen unsers Führers. Die Einwohner hatten die Flucht genommen, bis auf Weib und Kinder von einem der Pflanzer. In der Nähe sahen wir zahlreiche Heerden Rindvieh und viel Schweine und Geflügel. In dem einen Hause fanden wir etwas geräuchertes Rindfleisch, Bananen und Mais und ließen es uns mit Milch zum Frühstück ganz vortrefflich schmecken, da wir etwas Aehnliches seit langer Zeit nicht genossen hatten.

Da der Tag vollends angebrochen war, sah ich zu meiner Verwunderung auf der See das Schiff ganz dicht bey uns, und fragte sogleich unsern Führer, weßhalb er uns solche Umwege geführt habe? Er erwiederte, daß zwischen unserm Wege noch ein anderer Strom befindlich sey, den er aber für zu tief halte. Bey näherer Untersuchung fand sich jedoch, daß dieser Strom nicht bis über die Kniee ging, und so beschlossen wir denn, mit unserer Beute den kürzesten Weg zu nehmen.

Während wir es uns in dem Hause des Meyers, dessen Familie zurück geblieben war, gütlich seyn ließen, kam dieser brave Mann wieder nach Hause, weil er für die Seinigen besorgt war, und both mir von freyen Stücken so viel Rindvieh an, als ich brauchte. Dieses Anerbiethen nahm ich dankbar an, und da wir nicht viel Salz zum Einpöckeln hatten, so war unsere Forderung ziemlich mäßig. Unser Vorrath an Salz war so gering, daß wir zu hundert Pfund Rindfleisch nicht mehr als fünf Pfund Salz nehmen konnten. Endlich besannen wir uns noch auf einen Ausweg, wir schnitten nähmlich das Fleisch in lange Schnitzen und bestreuten es leicht mit

Salz, und dann hingen wir es an der Sonne auf und trockneten es, wodurch es sich über unsere Erwartung gut hielt.

Da wir uns mit so viel, als wir für nöthig hielten, versorgt hatten, gingen wir wieder unter Segel, und den fünf und zwanzigsten Januar entdeckten wir ein Fahrzeug, auf welches wir sogleich Jagd machten; als ich aber bemerkte, daß es seiner Bauart nach, ein europäisches Schiff zu seyn schien, so besorgte ich, es möchte ein feindliches Kriegsschiff seyn, und suchte ihm zu entgehen. — Allein dieß ließ sich nicht thun, und da eine Windstille eintrat, kam bald ein Boot zu uns, welches uns überzeugte, daß das Schiff der Succeß war. Lieutenant Davidson, der das Boot kommandirte, konnte kaum seinen eigenen Augen trauen, daß er uns in einer solchen Jammergestalt erblickte, und ich konnte gar nicht begreifen, wie der Succeß so lange in diesen Gewässern hatte herum kreuzen können, ohne früher auf uns zu stoßen.

Da ein scharfer Wind sich erhob, so legten wir an dem Succeß an, und ich ging bey demselben an Bord; hier theilte ich dem Capitain Clipperton und dem Generalagenten meine ganze Geschichte mit, und erwartete nichts anders, als daß ich als zu gleichem Zwecke eingeschifft angesehen und daß es mir vergönnt werden würde, an ihren Unternehmungen Theil zu nehmen. Doch hierin hatte ich mich geirrt, denn da mein Schiff verloren war, so wollte man keine Gemeinschaft mehr mit mir haben *).

*) Man muß bemerken, daß die beyden Capitains die bey dieser Expedition in Verbindung mit einander

Indessen dachte ich, könnte der Capitain nicht so grausam seyn, mir einen, wenn auch geringen Theil von dem, was ich gerade brauchte, zu verweigern; er gab aber bloß zur Antwort, morgen sollte ich seinen Willen erfahren. In dem Gespräche, das ich mit ihm führte, erwähnte er unter andern, er komme gerades Weges von der Insel Cocoas, und seine Leute wären sehr kränklich und auf nicht lange Zeit verproviantirt. Da ich dieß hörte, both ich meine Dienste an, ihn nach Mariato, welches ohngefähr dreyßig Seemeilen weit entfernt war, zu führen, wo seine Mannschaft sich erhohlen und sein Vorrath verstärkt werden könnte. Allein er schlug mein Anerbiethen aus, und sagte, er sey entschlossen, nach Tres Marias zu segeln, wo er eine Menge Schildkröten finden könnte.

Ich verließ den Capitain Clipperton des Abends, und wollte am folgenden Morgen mit einigen meiner Officiere bey ihm an Bord gehn; allein da er uns auf sich zurudern sah, setzte er in der Geschwindigkeit alle Segel ein, und ging so vor dem Boote fort; ich kehrte auf mein Schiff zurück und gab Nothsignale, doch vergeblich, bis am Ende einige seiner Officiers, von seinem gefühllosen Benehmen empört, ihm deßhalb Vorwürfe machten, und ihn dazu bestimmten, umzukehren.

handeln sollten, zu ihrem und ihrer Committenten Nachtheile bey jeder Gelegenheit Eifersucht und ein Bestreben, einander herabzusetzen, zeigten. Ihre Erzählungen von dem Benehmen des Andern müssen wir daher dadurch berichtigen, daß wir es uns immer weniger schlimm denken, als es die Gehässigkeit geschildert hat.

Durch eine so grausame Behandlung auf das Aeußerste erbittert, schickte ich meinen Oberlieutenant an Bord, um sich nach der Ursache seiner plötzlichen Abreise zu erkundigen, und ihm zu versichern, daß ich an diesen und jenen Bedürfnissen Mangel leide, und, wenn ich sie weder aus Gefälligkeit, noch aus Billigkeit von ihm erlangen könnte, sie zu bezahlen bereit sey. Dieß bestimmte ihn endlich, mir zwey von seinen Oberlofs-Kanonen, etwas Munition, eine Karte von der Küste von Mexiko und von einem Theile von Indien und China, und einen Compaß, gegen drey hundert Pfund Salz und noch einige andere Kleinigkeiten abzulassen; doch ich mochte auch noch so viel Gründe vorbringen, so war er doch nicht zu überreden, mir das Mindeste aus seinem Medicinalkasten zu geben, wenn ich ihm gleich vorstellte, daß unser Steuermann, Coldsea, aus Mangel an ärztlicher Hülfe in dem traurigsten Zustande wäre.

Nachdem ich diese Erfahrungen über Capitain Clippertons Humanität gemacht hatte, fragte ich ihn, ob ich ihm meiner Seits einen Dienst leisten könnte, denn so armselig unser Schiff auch aussehe, so glaubte ich doch, daß es mit ihm gleich segeln könnte, und bemerkte übrigens, daß unsere Ladung ziemlich ansehnlich sey. Allein er erwiederte auf dieß Alles, er habe nichts mit mir zu schaffen, und ich möchte mich nur um mich selbst bekümmern.

Der Agent, und zwey von meinen Officiers bathen mich, da sie es nicht für sehr wahrscheinlich hielten, daß ich unser gemeinschaftliches Vaterland erreichen würde, und da sie ihrer Lage überdrüßig waren, um Erlaubniß, als Passagiers

an Bord des Succeß zu gehn. Ich verwilligte es ihnen, und da sie an Bord aufgenommen waren, lichtete Clipperton sogleich die Anker und ließ uns, so gut als wir konnten, für uns selbst sorgen.

Mein Wunsch war nun, in die Bay von Panama zu gehn, um unser Glück daselbst zu versuchen; allein die Mehrheit widersetzte sich mir, weil sie fürchtete, daß dieß mißlingen möchte, und wollte nach Tres Marias gehn, um Schildkröten ei zusammeln, und dann nach Indien überfahren. So richteten wir denn unsern Lauf dahin und begegneten wieder dem Succeß, doch wenn wir uns gleich nahe an sein Hintertheil legten und uns höflich nach dem Befinden des Capitains und der Officiers erkundigten, so nahm man doch keine Notiz von uns, und mit der größten Gleichgültigkeit segelte man seinen Weg und ließ uns unsern segeln.

Windstillen, widrige Winde und ungünstige Strömungen machten in kurzem, daß unser Vorrath sehr klein wurde, und daß wir unsere Portionen täglich immer mehr herabsetzen mußten, und hätten wir nicht noch Schildkröten gefangen, so wäre in der That unsere Noth noch um vieles größer gewesen. Indessen wurde unser Wasservorrath durch das beständige Kochen von Schildkröten bald erschöpft, und wir geriethen wieder in eine Hungersnoth, die uns einen baldigen Untergang drohte.

Um dem zu entgehen, fand sich kein Schicklicheres und leichter ausführbares Mittel, als längs der Küste zu plündern. Guatulco war der nächste Hafen, und an demselben Morgen, wo wir auf diesen Platz zusteuerten, erblickten wir unter dem Winde ein beträchtliches Segel. Es war

indessen rathsamer, dieß Schiff anzugreifen, als eine Landung zu wagen; doch als wir darauf los gingen, fanden wir, daß es nichts anderes als der Succeß war. Dieß war uns doppelt unangenehm, denn wir waren durch diesen Vorfall so weit von Guatulco abgekommen, daß es schwer gewesen wäre, es noch zu erreichen, da aber ein guter Wind bließ, so hofften wir, daß er uns in einen andern günstigern Hafen führen würde.

Allein hierin betrogen wir uns gewaltig; der Wind drehte sich plötzlich und viele auf einander folgende widrige Stürme brachte uns in die traurigste Lage. Wir waren nun wieder genöthigt, zu geräucherten Seeaalen unsere Zuflucht zu nehmen, die etliche Monath schon faulend in dem Wasser im untern Schiffsraume gelegen hatten, und es war in der That ein so ekelhaftes Gericht, als man je gegessen hat.

In diesen traurigen Umständen stießen wir nahe am Engelshafen zum viertenmahle auf den Succeß, und wir kamen einander so nahe, daß man ein Stück Zwieback von einem Schiffe auf das andere hätte werfen können: doch man wechselte kein Wort mit uns. Wie es schien, hatte Capitain Clipperton seinen Officieren eingeschärft, nicht die mindeste Notiz von uns zu nehmen, und wenn er gegen das Ungemach und die Beschwerden, die wir auf einer Reise nach Indien ausgestanden hatten, so gerührt geschienen hatte, daß es ihm an Worten fehlte, seine Theilnehme auszudrücken; so blieb er doch gegen unsere Leiden so unempfindlich, und so gleichgültig gegen unser Loos, daß er nicht eine Hand regte, uns von dem nahen Untergange zu retten.

So blieben wir auf allen Seiten von Man-

gel und Unglück umgeben, bis wir den 12ten März in dem Hafen von Acapulco zwischen uns und dem Ufer ein Schiff gewahr wurden. Es führte spanische Flagge und ich hielt es für das Kriegsschiff, von welchem ich vorher schon einige Nachricht erhalten hatte, und suchte deßhalb, ihm auszuweichen. Allein es steckte nun englische Flagge auf, und gab das Signal, welches ich und Clipperton unter einander verabredet hatten, um uns zu erkennen. Wäre es nicht so wahrscheinlich gewesen, daß er noch an dieser Küste sich befände, so hätte ich zuverlässig diese Signale für den Kunstgriff eines Feindes gehalten, welcher sie durch Gefangene hätte kennen lernen; so wenig konnte ich eine solche plötzliche Veränderung in Clippertons Benehmen erwarten. Da ich aber nun froh war, daß es kein anderes Schiff als der Succeß war, so legte ich bey, und empfing bald einen verbindlichen Brief von Clipperton, worin er mir meldete, daß er das nach Hause segelnde Schiff Manilla erwarte und mich aufforderte, seine Unternehmung gegen dasselbe zu unterstützen.

Diese Einladung nahm ich sehr gern an, und ließ ihm versprechen, daß ich morgen früh zu ihm an Bord kommen wollte. Unterdessen las ich meinen Leuten den Brief öffentlich vor, und setzte ihnen die Vortheile auseinander, welche wir aus einer solchen Vereinigung ziehen könnten. Ich fand alle bereit, nach ihren besten Kräften dazu behülflich zu seyn; da aber Clipperton zuvor sich so ungebührlich betragen hatte, so wünschten sie, einige Sicherheit für die Erfüllung seiner Versprechungen zu haben.

Dem zufolge brachte ich, da ich an Bord des Succeß gekommen war, die Wünsche meiner Leu-

te in ehrerbiethigen Ausdrücken vor, worauf denn ein befriedigendes Instrument aufgesetzt, und von Clipperton und seinen Officieren und Agenten unterzeichnet wurde. Wir berathschlagten uns nun über unsere Unternehmung und nach reiflicher Uiberlegung fanden wir es am rathsamsten, so bald die Manilla erscheinen sollte, den größten Theil meiner Mannschaft an Bord des Succeß gehn zu lassen, und im Falle der Noth mein Schiff als einen Brander zu gebrauchen. Man machte noch verschiedene andere Anstalten, denen ich ebenfalls meinen Beyfall gab. Clipperton sagte, er hätte sichere Nachricht, wenn das Schiff von dem Hafen ausseegeln würde, und nach dem hätten wir etwa vierzehn Tage noch zu warten.

Ehe ich auf mein eigenes Schiff zurückkehrte, machte ich den Capitain Clipperton mit unserer gegenwärtigen Lage in Betreff des Proviantes und des Wassers bekannt. Er erwiederte, er hätte achtzig Tonnen Wasser an Bord und versprach mir damit, so wie mit Allem andern, was ich brauchte, auszuhelfen. Ich war äußerst vergnügt darüber, daß er mich nun wieder als Capitain anerkannte, und wollte nun gern die vormahls erlittenen Ungerechtigkeiten der Vergessenheit übergeben. Meine Mannschaft äußerte die lebhafteste Freude über die günstigen Aussichten, die ihnen eröffnet worden waren, und wegen der Hauptunternehmung herrschte die größte Einmüthigkeit. Morphew aber fürchtete von mir bestraft zu werden, und ging an Bord des Succeß, wo er sich bey Capitain und Officieren einschmeichelte und sie gegen mich einnahm, indessen Rainer, welcher uns vormahls verlassen und als See-

capitain gedient hatte, seine alten Schiffskameraden besuchte und bey uns an Bord blieb.

Wir kreuzten nun in guter Ordnung und voll der besten Hoffnungen immerfort herum, bis den 17ten März Clipperton gegen seine sonstige Gewohnheit eine Strecke vor uns voraus segelte, welches mich sogleich sehr beunruhigte. Indessen hielt ich, wie ich glaubte, die Nacht über, neben ihm Stand; doch als der Morgen anbrach, sahen wir nichts mehr von unsern Gefährten, und ich wurde von den fürchterlichsten Ahndungen ergriffen, wenn ich an die traurige Lage dachte, in der wir uns befanden.

Allein ungeachtet unsers Mangels an den ersten Bedürfnissen des Lebens behaupteten wir unsere Station noch einen oder zwey Tage, in der Hoffnung, den Succeß wieder zu erblicken: doch zuletzt fingen wir an, daran zu verzweifeln und entschlossen uns, auf den nächsten schicklichen Wasserplatz los zu segeln. Und es war in der That auch hohe Zeit, daß wir auf unsere Erhaltung bedacht waren, denn wir hatten eine Strecke von drey hundert Seemeilen zurückzulegen, wenn wir uns verproviantiren wollten, und für uns vierzig Mann waren nicht mehr als drey Fässer Wasser noch da.

Ich erfuhr späterhin, daß Clipperton in der Nacht, wo er von uns fort segelte, seine Officiers zusammen kommen ließ und ihnen seinen Entschluß, die Küste zu verlassen, bekannt machte. Einige machten ihm Vorstellungen, wie grausam es sey, mich zu verlassen, da ich nicht nur von allem entblößt, sondern auch wegen seines Vorhabens ganz ununterrichtet wäre; allein er nahm dieß sehr unwillig auf, und sagte, das würde mich schon

nöthigen, mich dem Feinde zu ergeben, und ich sollte mich nur in das Schicksal finden, das so mancher schon vor mir ertragen hätte.

Das Schiff, auf welches wir lauerten fuhr, wie ich nachher in China erfuhr, eine Woche nachdem wir die Küste velassen hatten, ab. So ließ also Clipperton aus Feigheit oder aus einem noch schlechtern Bewegungsgrunde, die schönste Gelegenheit fahren, sich einer herrlichen Prise zu bemächtigen.

Den 30sten März kamen wir auf die Rhede von Canfonnate, und gegen Sonnenuntergang sah ich daselbst ein Schiff vor Anker liegen. Da es Mondschein war, so schickte ich den Oberlieutenant mit einigen Leuten auf Kundschaft aus; sie rapportirten, daß das Schiff wenigstens eine Reihe Kanonen hätte, nichts destoweniger näherte ich mich ihm und traf Anstalten zu einem Gefechte. Bey Tage sahen wir, daß der Feind wohl auf seiner Huth gewesen war und sich bereit gemacht hatte, uns in die Luft zu sprengen, wenn wir einen Versuch machten, bey ihm zu entern. Ueberdieß war er uns, wie es schien, an Kräften sehr überlegen; allein wir ließen uns dadurch nicht abschrecken, sondern nach einem lebhaften und wirksamen Feuer mit dem kleinen Gewehr, kam es zum Handgemenge, und es dauerte nicht lange, so strich der Feind die Segel.

Das Schiff hieß die heilige Familie, war von 300 Tonnen, führte sechs Kanonen und 86 Mann. Es war vor einiger Zeit mit Wein und Brantwein beladen, von Callao angekommen; da es aber den größten Theil seiner Ladung schon ausgeschifft hatte, so fanden wir nur noch funfzig Fäßchen Schießpulver, und etwas Zwieback und

Rindfleisch am Bord. Mit einem Worte, die Ladung war der Unruhe, die wir wegen des Schiffes gehabt hatten, nicht werth; allein da das Schiff in jeder Rücksicht viel besser war, als unseres, so wechselten wir damit und gingen sämmtlich an Bord der Prise.

Ein Kaufmann machte uns den Antrag, ihm unser altes Schiff, Jesus Maria, zu verkaufen; ich willigte ein und er ging an das Land, um die Summe, über die wir einig geworden waren, zu erheben. Zur Nacht kam er mit einem andern spanischen Herrn wieder zu uns, und kündigte mir an, daß zwischen Sr. Brittannischen und Sr. Katholischen Majestät Friedenstractaten abgeschlossen wären, von denen wir bisher noch keine Nachricht bekommen hätten.

Ich wünschte die Proclamation und die Friedensartikel zu sehen, und äußerte meine Bereitwilligkeit dem Willen meines Monarchen Gehorsam zu leisten. Da diese Papiere von Guatimala funfzig Seemeilen weit gehohlt werden sollten, so wollte ich sie abwarten, weil ich von dem Gouverneur mit Wasser und Lebensmitteln versorgt zu werden hoffte. Den 5ten April wurden uns zwey Papiere an Bord geschickt, die, so gut wir sie übersetzen konnten, nicht das Ansehn hatten, als ob sie Proclamationen wären. Wir wünschten deßhalb, daß man uns einen Dolmetscher geben möchte, und wir erhielten das Versprechen, daß man einen Engländer von Guatimala zu uns schicken würde. Dieß war eine neue Ursache zum Aufenthalte; doch wir willigten ein, unter der Bedingung, daß wir vom Lande regelmäßig Lebensmittel erhielten.

Den siebenten wurde der Oberlieutenant mit

seinen Leuten von dem Gouverneur gefangen genommen, wenn sie gleich unter einer Waffenstillstands-Flagge fuhren; und Abends erhielt ich einen Brief von dem Gouverneur und von dem Lieutenant. Der Erstere erklärte, daß wenn wir ihm nicht unser Schiff auslieferten, er uns für Seeräuber erklären würde; und der Letztere berichtete mir, daß man es darauf abgesehen hätte, mir das Schiff wieder abzutrotzen, und daß der Gouverneur von einem Waffenstillstande sehr zweydeutig gesprochen hätte.

Ich schickte sogleich einen Brief an den Gouverneur, und erklärte mich zur Unterhandlung bereitwillig, wenn er für uns und unsere Effecten einen Geleitsbrief nach Panama und von da nach Porto Bello, einer der englischen Kolonieen, uns geben wollte, welches er durch zwey Kanonenschüsse und unmittelbare Loslassung und Zurücksendung meines Officiers und seiner Leute mir bekannt machen sollte; im Falle er diesen Vorschlag nicht annähme, wäre ich gezwungen, weiter zu segeln.

Da der Gouverneur mir weder meine Leute zurückgeschickt, noch auch ein Signal gegeben hatte, so lichteten wir die Anker, und so mußten wir des Morgens um zehn Uhr absegeln, um nicht unser Wasser bis auf den letzten Tropfen zu verbrauchen. Wir liefen nun in den Golf von Amapalla ein, und nahmen etwa vierzig Seemeilen von diesem Platze Wasser ein.

Den Verlust meines Officiers und meiner Bootsleute fühlte ich sehr empfindlich, und hätten wir nicht einige gefangene Neger bey uns gehabt, die sehr gute Schiffsleute waren, so hätten wir mit dem Schiffe, von dem wir Besitz genommen

hatten, gar nicht fortkommen können. Der Verlust meines Bootes war nicht minder schlimm für uns; da wir aber noch in Ungewißheit waren, ob der Friede schon proclamirt sey, oder nicht, so mußten wir uns unserm Glücke überlassen, bis wir von dieser wichtigen Begebenheit Gewißheit erhielten.

Da die Winde günstig waren, so liefen wir am 10ten in der Bay von Panama ein, und befanden uns zwischen verschiedenen kleinen Inseln, auf denen wir, wiewohl vergeblich, Wasser zu entdecken hofften.

Von allen Seiten mit Untergang bedroht, unfähig die See zu halten, mißtrauisch gegen die Einwohner am Ufer, und durch eine ununterbrochene Reihe von Unfällen niedergebeugt, waren wir nahe daran unter dem Drucke des Unglückes zu erliegen. Demungeachtet stachen wir aber wieder in die See, und nach Darstellung unserer Lage brachte ich meine Leute zu dem festen Entschlusse, daß wir uns an diesem Theile der Küste nicht ergeben wollten, es möchte nun erfolgen, was da immer wollte.

Nachdem dieser Entschluß einstimmig angenommen worden war, so wurde die tägliche Portion Wasser, da wir nur noch vierzig Gallonen im Schiffe hatten, auf eine halbe Pinte festgesetzt, und wir richteten nun unsern Lauf nach Quibio, etwa 200 Semeilen davon. Da Wind und Wetter sehr veränderlich und ungünstig waren, so brachten wir vierzehn Tage mit dieser Farth zu, und das Ungemach, was wir dabey auszustehen hatten, ging über alle Begriffe. Einige tranken ihren eigenen Urin, um ihren brennenden Durst zu stillen; Andere tranken Seewasser, wovon sie fast

todt-krank wurden; noch Andre tunkten Zwieback in ihr Bischen süßes Wasser, und diese erhielten sich noch am besten und litten am wenigsten.

Endlich erquickte uns die Vorsehung, indem sie uns zu der Insel Cano führte; als wir hier eine Wasserquelle erblickten, so ging einer der Officiers sogleich ans Ufer, ohne sich von der gefährlichen Brandung abhalten zu lassen, und kehrte zu unserer unaussprechlichen Freude mit sechzig bis siebzig Gallonen wohlbehalten zurück. Ich mußte jetzt alle meine Autorität anwenden, um meine Leute von einem unvorsichtigen und übermäßigen Genusse des erwünschten Wassers abzuhalten; und ich hatte um so mehr Ursache, dieß zu thun, da es beynahe ein Schritt der Verzweiflung war, diese Brandung zu durchschwimmen.

Gleichwohl schickte ich am folgenden Morgen den Bootsmann aus, um zu versuchen ob er uns eine größere Quantität verschaffen könnte; doch trotz aller Versuche fand er keine Stelle, wo man an das Ufer kommen konnte. So beschlossen wir also, mit unserm gegenwärtigen Vorrathe Haus zu halten, bis wir Quibio erreicht hätten, und lichteten die Anker; indem wir nun bey der Insel vorbey fuhren, hatten wir noch das Glück, einen Platz zu entdecken, wo wir uns noch mit neun Fässern Wasser versehn konnten. Dieser Vorrath reichte nun, wenn wir ihn gut eintheilten, bis wir die genannte Insel, wo wir vordem schon zweymahl vor Anker gelegen hatten, erreichten.

Hier berathschlagten wir uns nun, ob wir uns den Spaniern in Panama ergeben wollten, und mittlerweile wurde Wasser und Holz nach Belieben eingesammelt; indeß sich die Kranken durch den reichlichen Genuß der Früchte und Ge-

müße, welche Quibio hervorbringt, erhohlten. Nachdem diese vollkommen wieder hergestellt waren, segelten wir wieder fort, und den 15ten May legte eine kleine Barke, die uns für Spanier hielt, bey uns an. Der Steuermann war nicht wenig bestürzt, als er seinen Irrthum entdeckte; da er aber hörte, daß wir nach Panama segelten, um uns zu ergeben, so erboth er sich, uns dahin zu führen, und da sein Fahrzeug einen Leck hatte, so bath er uns, es ins Schlepptau zu nehmen.

Ich war vergnügt, daß diese Barke in unsere Hände gefallen war, weil sie in dem Falle, daß der Friede ein falsches Gerücht wäre, uns gut zu Statten käme, unsere Reise nach Indien fortzusetzen. Mittlerweile wurde viel darüber gestritten, wem die Waffenstillstands-Flagge anvertraut werden sollte, denn da wir soviel mit Untreue und Verrätherey gekämpft hatten, so war Einer gegen den Andern mißtrauisch. Zuletzt fand man es am gerathensten, meinen Sohn damit abzuschicken, da er gewiß um seines Vaters willen von dem Vertrauen, das man auf ihn setzte, keinen übeln Gebrauch machen würde. Man brachte noch andere Schwierigkeiten vor, die sich nicht so leicht heben ließen; doch verfuhren wir dabey ungefähr auf dieselbe Art.

Den 17ten kam eine andere kleine Barke zu uns; da man aber fand, daß wir Fremde waren, so steuerte sie mit offenbarer Lebensgefahr für alle die an Bord waren, in gerader Richtung auf das Ufer zu. Diese Furcht machte mir es sehr wahrscheinlich, daß die Nachricht von einem Waffenstillstande noch zu voreilig gewesen war.

Bald darauf erblickten wir ein anderes Segel, und da wir begierig waren, mit demselben

zu sprechen, so schickten wir die gefangene Barke mit vier von unsern Leuten und fünf Spaniern, ihr nach. Wir kamen ihr etwas näher, doch unsere Barke ging zu weit von uns. Den folgenden Morgen aber kamen wir dem Schiffe auf einen Kanonenschuß nahe, und ich ließ nun unsere Flaggen wehn und die Waffenstillstandsfahne aufstecken. Allein man nahm hierauf keine Rücksicht, sondern fing an, auf uns zu feuern; ich glaubte, daß dies auf einem Misverständnisse beruhe und schickte einen gefangenen Spanier ab, um ihnen zu melden, daß wir nach Panama führen, um daselbst gütliche Unterhandlung zu pflegen, und daß wir hofften, sie würden die Flagge des Waffenstillstandes respectiren. Aber sie fuhren immer fort zu feuern, wahrscheinlich weil sie glaubten, wir wären außer Stande, uns zu vertheidigen; nun ließ ich ihnen eine so derbe Ladung geben, daß sie einen Versuch machten, das Weite zu suchen. Die Action hatte zwey bis drey Stunden gedauert, als ein Windstoß uns dicht zum Feinde hintrieb und der Capitain desselben, wie er seine Leute muthig anfeuerte, von einem Schusse getödtet wurde; die Mannschaft bat nun um Pardon.

Randall ging mit noch Einigen an Bord der Prise, und fand die Leute in demüthiger Stellung um Gnade bitten wegen ihres grausamen und alles Kriegs- und Völkerrecht verletzenden Betragens.

Das Schiff hieß Conception de Recova und gehörte nach Callao. Es hatte eine Last von 200 Tonnen und war mit Weizenmehl, Zucker und verschiedenen eingemachten Sachen geladen. Es führte sechs Kanonen und hielt siebzig Mann.

Der Capitain und ein Neger waren in dem Treffen geblieben, und Etliche waren verwundet. Unsrer Seits hatte der Constable eine leichte Wunde bekommen: und der große Mast war durch einen Schuß etwas beschädigt worden.

Unter den Gefangenen befanden sich verschiedene Männer von Range, nahmentlich Graf Rosa, welcher in Pisco Gouverneur gewesen war, und Capitain Morel, welcher vormahls von Rogers gefangen genommen worden war. Wir behandelten sie äußerst artig, und sie waren dagegen um desto dankbarer dafür, da sie sich bewußt waren, wie wenig sie es verdienten.

Wind und Windstille machten daß wir die Barke nicht eher als den 22sten erreichten; wir fanden sie ganz leer und das Verdeck mit Blut bedeckt. Viele Umstände machten es wahrscheinlich, daß die Spanier die vier Engländer überfallen und gemordet, und dann versucht hatten, das Land zu erreichen. Wahrscheinlich waren sie zeitig genug für ihre Unthat bestraft worden und sämmtlich in der See umgekommen.

Diese traurige Begebenheit dämpfte unsre Freude über die letztre Prise, und da unsre Gefangenen sahen, was vorgefallen war, so wurden sie sehr unruhig, weil sie befürchteten, daß wir sie unsrer Rache aufopfern würden. Um zu verhüthen, daß sie nicht etwa aus dieser Besorgniß einen verzweifelten Entschluß faßten, ließ ich sie Alle, ausgenommen den Grafen und einige Ober-Offiziers, auf das hinterste Verdeck kommen, und deutete ihnen an, daß ich nach den Gesetzen meines Vaterlandes keine Rache an ihnen nehmen dürfe, so wie ich übrigens auch für meine Person einen Abscheu gegen jede Art von Grausamkeit hätte; sie möchten

also alle Furcht für Ahndung fahren lassen. Diese großmüthige Behandlung schien sie zu rühren, und sie drückten ihr Gefühl gegen unsre Güte aus, die sie uns niemahls gehörig würden vergelten können.

Wir nahmen aus der Conception auf ein Jahr Vorrath an Bord, Weizenmehl und Zucker für uns, und eben so viel für den Succeß, den ich bey Tres Marias zu finden hoffte; auch nahm ich Besitz von den Negersclaven, dann gab ich das Schiff den Gefangenen wieder, und schied in Freundschaft und Güte von ihnen.

Dieser Vorfall brachte uns von dem Gedanken, uns zu ergeben, ab, und bestimmte uns, nach Indien zu gehn. Unsere Stärke war nun beträchtlich gewachsen; doch hielten wir es nicht für rathsam, uns freywillig in Gefahr zu begeben, und anstatt Wasser in Quibio einzunehmen, steuerten wir demnach auf die Insel Cano los. Da ich das Eingemachte unter die Mannschaft hatte vertheilen lassen, so beklagte sich unterweges ein Matrose, daß er eine Büchse mit eingemachten Quitten bekommen hätte, worein er mit dem Messer gar nicht stechen könnte. Bey näherer Untersuchung fand es sich, daß es ein Kuchen Jungfernsilber war, dem man diese Form gegeben hatte, um den König von Spanien um den Zoll zu betrügen. Man fand noch mehrere andere Büchsen, die auf ähnliche Weise gefüllt waren, und zu unserm großen Aerger erinnerten wir uns, daß wir eine noch weit größere Anzahl solcher Büchsen auf dem spanischen Schiffe zurück gelassen hatten.

Jeder Artikel, den wir bey der Conception erbeutet hatten, wurde nach den Bedingungen vertheilt, die wir, ehe wir Juan Fernandez verließen, festgesetzt hatten; und der auf mich fallende Theil

war sehr geringe. — Nur mit Mühe konnte ich meine Leute dahin vermögen, so weit nördlich als Californien, zu segeln, doch fanden meine Gründe am Ende Eingang, und wir hatten eine glückliche Reise nach dem Vorgebirge Corientes, bey welchem wir ungefähr zu Anfange des Augusts anlangten.

Sobald die Einwohner uns entdeckten, zündeten sie längs der Küste Feuer an, und da gegen Abend eine Windstille eintrat, kamen zwey derselben in einem Kahne zu uns, ließen sich jedoch lange bitten, ehe sie an Bord kamen. Sie sprachen mit vieler Heftigkeit, und wir vermutheten, daß sie ihre Freude, uns zu sehn, ausdrücken wollten. Bey ihrer Abreise machten wir ihnen einige kleine Geschenke, die ihnen so sehr gefielen, daß sie uns durch Zeichen einladeten, mit ihnen an das Land zu kommen.

Am 13ten ankerten wir bey Porto Seguro, wo uns in kurzem eine große Menge Eingebohrne umgaben, einige in Kähnen, andre schwimmend, und noch andre am Ufer. Unser Schiff war nun voller Wilden, und unter diesen war auch ihr König, der mir seinen Stock, als ein Zeichen seiner königlichen Würde, überreichte, worauf ich ihm denselben sogleich zurück gab. Dieser Mann hatte ungeachtet seines wilden Aeußern, einen guten Anstand, und sein Benehmen hatte etwas Einnehmendes an sich.

Wir theilten nun Süßigkeiten unter unsern Gästen aus, welche sie sich ausnehmend schmecken ließen, und da wir auf diese Art die Freundschaft einmahl angeknüpft hatten, so verlangte es unser Interesse, alles zu verhüthen, was sie hätte stören können. Durch Güte und Aufmunterung brach-

ten wir es dahin, daß uns die Eingebohrnen bey dem Holzhauen und Wasserhohlen sehr wesentliche Dienste leisteten, drey hundert waren bisweilen auf einmahl beschäftigt, uns zu helfen.

Binnen fünf Tagen hatten wir bey einer so großen Menge hülfreicher Hände unsre Arbeit vollendet und waren zur Abreise fertig. Bey dem Abschiede von unsern Californischen Freunden theilten wir allerhand Sachen als Geschenke unter ihnen aus, deren wir gerade entbehren konnten, und erhielten dagegen Bogen und Pfeile und was diese guten Menschen sonst noch zu verschenken hatten. Viele von den Eingebohrnen blieben bis zum letzten Augenblicke an Bord, und als wir fort fuhren, schwammen sie an das Ufer, wo sie mit ihren übrigen Landsleuten laute Klagen über unsern Verlust erhoben.

Nichts kann wilder und fürchterlicher seyn, als das Aeußere dieses Volkes auf den ersten Anblick; allein man wird in der Folge vom Gegentheile überzeugt und es äußert in seinen Unterredungen einen guten Verstand. Da sie keinen andern Gegenstand der Thätigkeit kennen, als sich ihre tägliche Nahrung zu verschaffen, so führen sie ein sehr sorgenloses und indolentes Leben, und kennen die vielen Annehmlichkeiten des Lebens nicht, deren Erwerbung unter cultivirten und gesitteten Nationen so viele Geschicklichkeiten und Kunstfertigkeiten nöthig macht. Genügsam und arglos scheinen sie die Vorstellungen, die wir uns von dem frühesten Menschenalter bilden, wo Falschheit und Habsucht noch unbekannt waren, zu realisiren.

Zweyerley war in ihrer Aufführung merkwürdig; sie ließen uns in ihrer Gegenwart keinen Schnupftoback nehmen, und durch kein Glas sehn.

Sobald wir das eine oder das andere versuchten, zeigten sie einen großen Widerwillen dagegen, ohne daß wir die Ursache davon hätten entdecken können.

Da wir von hier absegelten, wollten wir zunächst nach Canton in China, wo wir am leichtesten Retourschiffe finden konnten, um mit ihnen nach England zu reisen. Den 21sten August entdeckten wir eine Insel, welcher das Schiffsvolk meinen Nahmen gab. Vierzehn Tage nach Antritt unserer Reise fing die Mannschaft, die bisher eine sehr gute Gesundheit genossen hatte, an, krank zu werden. Vielleicht lag die Schuld davon an der Nahrung, die wir genossen, besonders an dem getrockneten Rindfleische, welches von Würmern halb verzehrt war, deren Unrath und Eyer auf die Gesundheit nachtheilig wirken mußten.

Um diese Zeit hatten wir auch das Unglück unsern Schmidt zu verlieren, dessen Erfindsamkeit und Bereitwilligkeit zu unserer Rettung von Juan Fernandez so vieles beytrug. Das Volk wurde von Tag zu Tage kränker, und um unser Unglück zu vermehren, so fing auch das Schiff an, leck zu werden. Unter diesem Ungemach war auch das Wetter sehr ungünstig, und das Schiff mußte viel leiden. Ich wurde ebenfalls sehr gefährlich krank und hatte keine Hoffnung zur Genesung, bis sich ein Anfall von Gicht einstellte, welcher meine übrige Krankheit etwas erleichterte.

Unter solchen Umständen passirten wir gegen Anfang des Octobers Guam; doch da wir krank und elend waren und an allen Bedürfnissen Mangel litten, fürchteten wir uns, einzulaufen, weil wir besorgten, daß die Einwohner unsern elenden Zustand zu unserm Verderben benutzen könnten. Von Guam richteten wir unsern Lauf nach der In-

sel Formosa; und da wir nun gleich dem Orte unserer Bestimmung immer näher kamen, so machte die Krankheit doch immer noch so schnelle Fortschritte, daß wir unser aller Ende befürchten mußten. Weder wir, noch unser Schiff konnte die See länger halten.

In der Mitte des Novembers erreichten wir gleichwohl Macao, wohin uns ein Fischer lootste, den wir mit an die Küste nahmen; er zählte eine gewisse Anzahl Fische aus seinem Fischkasten und gab uns zu verstehen, daß er für so viele Silberstücke uns in den Hafen bringen wollte.

Bey dem Einlaufen in den Strom von Canton fanden wir die Bonita und den Hastlings, zwey englische Küstenschiffe, an deren Capitains ich einen Bothen absendete, um mich zu erkundigen, was ich hier zu beobachten hätte, indem ich mit den in Chinesischen Häfen üblichen Gewohnheiten noch unbekannt war.

Diese Herrn ließen mir sagen, ich sollte einen Bericht von meiner Ankunft an die Factorey in Canton schicken und darin die Ursachen angeben, die mich hierher geführt hätten.

Dieß that ich denn am folgenden Tage, und nun hoffte ich von den langen und vielfachen Mühseligkeiten, die ich ausgestanden hatte, ausruhn zu können; doch als wir Abends bey Wampoa vor Anker legten, ereignete sich ein Umstand, der mich äußerst beunruhigte. Einer meiner Leute, der in der Geschwindigkeit seine Sachen an Bord der Bonita bringen wollte, wurde von einem Zollbeamten angehalten, um visitirt zu werden. Der Kerl war betrunken und glaubte, man wollte ihm seine Sachen nehmen; da ihn also der Beamte halten wollte, so schlug er an und tödtete ihn. Den fol-

genden Morgen wurde der Leichnahm in aller Frühe vor die Thüre einer englischen Factorey gelegt, und Officiers ausgestellt, welche den ersten Engländer von Bedeutung, der sich sehen ließ, arretiren mußten. Es traf sich, daß der Aufseher über die Ladung bey der Bonita zuerst heraus kam; man legte ihn sogleich in Ketten und führte ihn zur Warnung durch die Vorstädte von Canton. Kein Ansehn, keine Bitten vermochten dem armen unschuldigen Manne die Freyheit zu verschaffen, ehe der Schuldige ausgeliefert worden war. Sobald dieß geschehen war, war Alles ruhig.

Es ist hier gewöhnlich, daß alle Schiffe in Verhältniß nach der Last, die sie haben, einen bestimmten Zoll geben müssen, und ich erwartete jeden Tag den Zollbeamten, der mein Schiff untersuchen würde; man gab mir aber zu verstehen, daß ich zuvor nach Canton gehn müßte, ehe dieß Geschäft abgethan werden könnte. Ich ging also dahin und hielt mich daselbst zwey Tage auf, während welcher Zeit ich immer besorgen mußte, gefangen genommen zu werden, bis endlich ein Beamter bereit war mit mir zu gehn, und die Messung vorzunehmen. Nachdem er dieß gethan hatte, erwartete ich, daß er mir sagen würde, wie viel ich zu zahlen hätte, allein er wollte mir keine Auskunft darüber geben. Dieß flößte mir den Argwohn ein, daß der Chinese eine zu große Meinung von unsern Schätzen hätte und daher uns zu betrügen gesonnen sey; und der Abend lehrte, daß ich mich nicht geirrt hatte.

In wenigen Tagen war ich von allen meinen Officieren und Schiffsgefährten verlassen, die, während ich wegen meiner Krankheit das Zimmer hatte hüten müssen, ohne mein Vorwissen ihre

Sachen auf andere Schiffe, die im Hafen lagen, transportirt hatten. Mit einem Worte, ich war mit meinem Sohne und einigen Negern allein, das Schiff zu besorgen; so behandelten mich meine eigenen Landsleute wie einen Feind. Ueber meine bisherige Mannschaft mein Ansehn behaupten zu wollen, wäre ein ganz fruchtloser Versuch gewesen, und so konnte ich nichts besseres thun, als für meinen eigenen Zustand Sorge tragen, soviel es die Umstände erlaubten.

Ich fing nun an darauf zu denken, wie ich nach Hause kommen könnte, und wendete mich deshalb an die Capitains von zwey englischen Ostindienfahrern, von denen der Eine sich bereitwillig zeigte, mich, sobald es mir gefiele, in seinem Schiffe aufzunehmen. Allein ich entdeckte bald, daß ich mich mit schlechten Leuten eingelassen hatte, und daß ich mich an die Cargoaufseher und nicht an die Capitains hätte wenden sollen. Ich mußte nach diesem Accorde sechs hundert Thaler Ankergebühren bezahlen, und um die Entrichtung dieser ungeheuern Forderung zu beschleunigen, sollte ich fünf hundert Thaler für jeden Tag Verzug erlegen. Die ganze Summe belief sich auf 2166 Pfund, 13 Schillinge und 4 Pence, wovon ich nichts abhandeln konnte. Ich verkaufte mein Schiff für 2000 Thaler, und dieses Geld, so wie meine übrigen Effecten, gab ich der Ostindischen Compagnie in Verwahrung, welches zur Sicherheit unumgänglich nöthig ist.

Nachdem ich also hier, wo ich es am wenigsten erwartete, noch so viel Schwierigkeiten hatte bekämpfen müssen, ging ich endlich gegen Ende Decembers am Cadogan unter Capitain Hill, an Bord. Mit diesem nur nothdürftig be-

quemen Schiffe gingen wir nach Batavia, wo wir uns zehn Tage aufhielten; und da wir erfuhren, daß die benachbarten Meere von Seeräubern wimmelten, so schlossen wir uns an die nach Hause segelnde Holländische Flotte an. Der Admiral versprach, uns auf der Insel Mew bey dem Einnehmen von Wasser und Holz behülflich zu seyn; da aber Capitain Newsham in dem Franciskus zu uns stieß, so benutzten dieß die Holländer, uns zu verlassen, und denselben Abend noch ging auch der Franciskus von uns davon.

Wir kamen nach der Insel Mew, wo wir mehrere Tage zubrachten, während welcher Zeit wir von den Bewohnern der Prinzeninsel Schildkröten und Früchte erhandelten. Einige von unsern Leuten hatten wilde Ochsen nahe am Strande grasen sehn, und gingen ans Land, um welche zu schießen; doch ehe sie ihnen nahe genug kommen konnten, wurden sie durch den Anblick eines Tigers erschreckt, und kehrten unverrichteter Sache wieder zurück.

Von der Insel Mew hatten wir eine sehr günstige und angenehme Fahrt nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung. Durch die gute Leitung des Capitain Hill und durch seine größern Kenntnisse in der Schiffahrt erreichten wir das Cap noch eher als der Franziskus, wenn dieser gleich eine Woche früher von Sunda abgesegelt war.

Auf unserer übrigen Reise ereignete sich nichts von Bedeutung. Wir gingen bey St. Helena vorbey, segelten von da geraden Weges nach England und warfen den 30sten Juli bey Dungeneß Anker; dieselbe Nacht noch mietheten einige von den Schiffsbeamten und Officiers mit mir ein Fahrzeug, welches uns nach Dover führte, wo

wir den nächsten Morgen ankamen, und hierauf den ersten August in London eintrafen. So endigte sich meine lange und unglückliche Reise von drey Jahren, sieben Monathen und einigen Tagen, während welcher Zeit ich einen größern Weg, als um die Erde, zurücklegte, und sowohl zur See als auch zu Lande gegen eine Menge Gefahren zu kämpfen hatte.

Daß die Eigenthümer in ihren Hoffnungen auf eine goldene Erndte sich getäuscht hatten, brauchen wir nicht noch zu erinnern. Doch sie verdienten auch kein besseres Glück, da sie so unklug gewesen waren, zwey Befehlshaber zu wählen, die unmöglich mit einander in Einverständniß handeln konnten. Shelvock scheint bey weitem der geschickteste Schiffsmann gewesen zu seyn, doch in seiner Rache für erlittene Verachtung war er, wie es scheint, auch unversöhnlich; und wenn er sich gleich befleissigt, Clipperton Dinge Schuld zu geben, die den Menschen eben so sehr, als den Officier entehren, so müssen wir doch bey unpartheyischer Prüfung ihrer gegenseitigen Streitigkeiten, auf Beyde gleichen Tadel fallen lassen.

Reise des Commodore Roggewein zu Entdeckung eines südlichen festen Landes.

Die unbekannten Australländer waren lange Zeit hindurch ein Phantom, dessen Richtigkeit erst kürzlich durch die tiefern Einsichten unsers unsterblichen Seefahrers, Cook, bewiesen worden ist.

Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts projectirte ein Edelmann aus Seeland, Roggewein, die Entdeckung des großen Landes und der zahlreichen Inseln, die, wie man glaubte, in dem südlichen Ocean liegen sollten; er überreichte den Plan hierzu der Holländischen Westindischen Compagnie, und diese versicherte ihn ihrer eifrigen Mitwirkung. Der Tod hinderte ihn diese Expedition auszuführen, doch empfahl er sie noch mit dem letzten Athemzuge seinem Sohne. Der junge Mann hatte in Ostindien einen ehrenvollen und einträglichen Posten verwaltet, und kehrte mit einem großen Vermögen zurück; und nachdem er im Jahre 1721 der Holländischen Westindischen Compagnie ein Memorial deshalb überreicht hatte, gab diese sogleich Befehle zu Ausrüstungen dreyer Schiffe, mit welchen er das Project seines Vaters realisiren sollte.

Seine Eskadre bestand aus dem Adler, von 46 Kanonen und 111 Mann, commandirt von Job Coster, am Bord desselben befand sich der Commodore; dem Tienhoven von 28 Kanonen und 100 Mann, unter Capitain Jacob Baumann, und die afrikanische Galeere von 14 Kanonen und achtzig Mann, commandirt von Capitain Heinrich Rosenthal.

Diese Eskadre verließ den 21sten August 1721 den Texel, und nachdem sie sehr veränderliches Wetter gehabt hatten, hofften sie schon die Canarien zu erblicken, als der Mann auf dem obersten Mastkorbe ein Schiff anzeigte, das er entdeckte. Da man näher kam, fand man, daß es fünf Schiffe waren, die bald weisse, bald schwarze, und zuletzt rothe Flaggen wehen ließen.

Der Commodore vermuthete mit Grund, daß es Seeräuber wären, und gab Signale eine Schlachtordnung zu formiren, bey welcher er so glücklich war, günstigen Wind zu haben. Die Seeräuber avancirten aber unter schwarzer Flagge, in der Mitte einen Todtenkopf, und nach zwey Stunden begann das Treffen von beyden Seiten mit großer Lebhaftigkeit. Zuletzt fanden aber doch die Seeräuber die Holländer zu stark, spannten alle Segel aus und verließen den Kampfplatz, und die Holländer waren auch nicht geneigt, sie zu verfolgen.

In diesem Gefechte waren auf der Eskadre eilf Mann getödtet und fünf und dreyßig verwundet worden.

Sie besserten sich aus und setzten ihre Reise weiter fort, wo sie dann den 15ten November den schönen Anblick der Insel Madera hatten. Von hier aus steuerten sie nach Cap Verd; da aber

ein starker Nordostwind wehte, so machten sie sich denselben zu Nutze und gingen binnen sechs Wochen weder vor Anker, noch manoeuvrirten sie mit den Segeln. Auf diesem langen Wege war die Hitze ganz unerträglich, und sie fingen an sehr viel zu leiden, besonders wegen Mangel an Wasser, dem ersten menschlichen Bedürfnisse.

Da sie der Linie nahe kamen, fingen die Winde an, veränderlicher zu werden, und die Leute wurden von Skorbut und andern beunruhigenden Krankheiten befallen, die durch den Durst noch schlimmer wurden. Einige wurden ganz verrückt, Andere fielen in ein hitziges Fieber, und nicht Wenige bekamen Convulsionen. Ihre eingesalznen Speisen vermehrten nur ihren Durst, und die kleine Quantität Wasser, die noch übrig war, war so voller Würmer, daß man vor Ekel hätte sterben mögen.

In dieser Breite beobachteten sie häufig, daß das Meer gegen Abend aussah, als ob es mit brennendem Schwefel bedeckt wäre. Wenn sie etwas Wasser herauf brachten, so fanden sie, daß es voll einer ungeheuern Menge kleiner Kügelchen war, die wie Perlen aussahen, und wenn man sie zwischen den Fingern zerdrückte blos eine fette erdige Substanz zu seyn schienen, von der sie glaubten, daß es der dickere Theil der in dem Seewasser aufgelösten Salze sey, der durch die große Sonnenhitze geronnen wäre *).

Endlich passirten sie die Linie, und da der

*) Daß diese Erklärung ganz unrichtig ist, und daß die Erscheinung von einer Art phosphoreseirender Kugelthiere herrührt, werden unsre Leser in der Folge bey der Erzählung von Forsters Reisen, bewiesen finden.

Musson nun zu wehen anfing, so wurden sie mit großer Schnelligkeit nach der Küste von Brasilien getrieben. Als sie dieser näher kamen, fuhren sie bey einigen unbewohnten Inseln vorbey, und ankerten dann bey Porto, unter dem 24sten Grade südlicher Breite. Einige von den Schiffsleuten wollten sogleich an das Land gehn, um das Schiff zu versorgen; doch ein Corps wohlbewaffneter Portugiesen schien anfänglich, sich ihrem Unternehmen widersetzen zu wollen. Da es aber zu Erklärungen kam, wurden die Portugiesen zuletzt vermocht, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten und die Schiffe in den Hafen zu führen.

Hier erholten sich nun unsre Seefahrer sehr gut, und nachdem sie ihre Bedürfnisse sich verschafft hatten, segelten sie bald nach St. Sebastian. Da sie im Begriffe waren, in den Hafen einzulaufen, entstand ein Sturm, der sie bewog, Anker zu werfen. Den folgenden Tag begrüßten sie das Fort, aber der Portugiese war entweder nicht vorbereitet um die Begrüssung zu erwiedern, oder er hielt sie für Seeräuber, kurz er nahm keine Notiz davon.

Der Commodore zeigte demungeachtet dem Gouverneur seine Absichten und Wünsche an, erhielt aber nur Ausflüchte zur Antwort. Doch zu gutem Glück hörte noch ein gebohrner Utrechter, Nahmens Thomas von der Ankunft seiner Landsleute, und war darüber so vergnügt, daß er sogleich an Bord kam, und sich möglichst für sie zu verwenden versprach, daß sie mit den nöthigen Erfrischungen versehen würden.

Mittlerweile kamen die Portugiesen längs der Küste in Aufruhr, und bereiteten sich vor, den Versuch einer Landung abzuwehren, worauf denn

ein Scharmützel entstand. Der Commodore sah nun ein, daß freundschaftliche Vorstellungen hier keinen Eingang fänden, und traf Anstalten, den Platz anzugreifen, und ließ dem zufolge die Schiffe eine hiezu schickliche Stellung nehmen. Indessen geschah dies noch immer mehr, um den Einwohnern Furcht einzujagen, und sie dadurch gefälliger zu machen, als um würklich zum Aeußern zu schreiten.

Der Erfolg entsprach diesen Erwartungen. Der portugiesische Gouverneur kam nun an Bord und ließ sich in Unterhandlungen ein, in welchen dem Commodore Alles verwilligt wurde, was er verlangte. Die Kranken durften landen, und wurden mit Erfrischungen versehen, und wenn gleich aller Handel zwischen den Holländern und den Einwohnern unter den härtesten Strafen verboten war, so wurde doch heimlich zu beyderseitiger Zufriedenheit ein lebhafter Tauschhandel getrieben.

Allein so wenig die Portugiesischen Einwohner etwas gegen ihre Gäste hatten, so dachte der Gouverneur doch ganz anders; denn nachdem er den Zweck ihrer Reise erfahren hatte, suchte er jeden Kunstgriff hervor, um ihr Hinderniße in den Weg zu legen. Aber der Commodore durchdrang seine Absichten und die Beweggründe dieses Verfahrens, stellte sich aber, als ob er nichts merkte, und ließ seine Leute desto emsiger Proviant und Bedürfnisse aller Art an Bord bringen. Sobald dies geschehen war, ließ er sich von dem Portugiesen ein ehrenvolles Zeugniß wegen seines Verhaltens geben, und nahm hierauf Abschied.

Nachdem die Eskadre die Küste von Brasilien verlassen hatte, verfolgte sie glücklich ihre Reise längs der amerikanischen Küste, bis sie zum

40sten Grade südlicher Breite gekommen war. Hier wurden sie den 21sten December von einem fürchterlichen Orkane, mit Donner und Blitz begleitet, überfallen, und sie wurden dabey von dem Tienhoven getrennt, mit welchem sie erst nach drey Monathen wieder zusammen kamen.

Der Commodore setzte nun in Begleitung der afrikanischen Galeere seine Reise bis auf die Höhe der Magellans-Straße fort, wo sie ohngefähr achtzig Seemeilen vom Lande eine Insel entdeckten, die etwa 200 Seemeilen im Umfange hatte. Sie gaben ihr den Nahmen Südholland, weil ihre Bewohner Antipoden der Niederländer seyn sollten. Das Land hatte ein äußerst lachendes Ansehen, und eine schöne Abwechselung von Bergen und Thälern; da sie aber keine Zeit verlieren, sondern lieber nach Cap Horn eilen wollten, so gingen sie nicht ans Land.

Da sie endlich unter den 55sten Grad südlicher Breite gekommen waren, dachten sie, daß sie nun nicht mehr weit von der Oeffnung der La Maire-Straße seyn könnten, und unmittelbar darauf sahen sie Staatenland vor sich liegen. Die Wuth der Wellen und die mit großem Getöse gegen einander kämpfenden Strömungen setzten sie in große Gefahr und Angst. Denn eine lange Zeit mußten sie in dieser stürmischen See zubringen, und bisweilen war ihr Untergang sehr nahe; jedoch entdeckten sie den 10ten März zu ihrer großen Freude die Küste von Chili und gingen bald darauf bey der Insel Mocha vor Anker.

Hier hofften sie Erfrischungen zu finden; allein zu ihrer Verwunderung war die Insel verlassen und die Einwohner hatten ihre Sachen auf das feste Land gebracht. Nachdem sie sich mit dem

versehn hatten, was die Insel lieferte, beschlossen sie ohne Aufenthalt in die See zu stechen; und da sie merkten, daß sie überall von den Spaniern bewacht würden, steuerten sie auf Juan Fernandez los.

Da sie im Begriff waren, in die Bay dieser Insel einzulaufen, erschracken sie nicht wenig über den Anblick eines Schiffes, aus welchem die Furcht ein spanisches oder französisches Kriegsschiff machte; als sie aber näher kamen, fanden sie zu ihrer großen Freude, daß es nichts anders, als ihr verlorner Gefährte, der Tienhoven war.

Sobald die Schiffe vor Anker gelegt waren, wurden die Kranken ans Land gesetzt, und die übrigen ausgeschickt, um Lebensmittel und Erfrischungen aufzusuchen. Die Schönheit und Fruchtbarkeit der Insel, und ihre vortheilhafte Lage brachten den Commodore auf den Gedanken, hier eine Kolonie anzulegen; doch schob er diesen Vorsatz noch auf, in der Hoffnung, bey seiner Rückkehr wieder hierher zu kommen.

Als der Commodore von Juan Fernandez abfuhr, wollte er das südliche feste Land aufsuchen, welches Davis im Jahre 1680 entdeckt haben sollte. Doch als er bis zum 28sten Grade südlicher Breite und 251sten Grade der Länge gekommen war, wo er dieses Land zu finden hoffte, fand er sich in seinen Erwartungen gänzlich getäuscht; und in der That hat auch keiner der neuern Seefahrer dieses Land, welches auf den Karten gewöhnlich Davis Land genannt wird, jemahls gesehn.

Sie segelten nun 12 Grad westwärts, begleitet von Flügen Vögel, einem sichern Zeichen der Nachbarschaft eines Landes, und kamen nun an die Küste einer kleinen Insel, welche sie die Oster-

insel nannten. Die Leute, die zu recognosciren an das Land geschickt worden waren, brachten die Nachricht zurück, daß das Land sehr fruchtbar und gut bevölkert zu seyn schiene, welche Nachricht die lebhafteste Freude bey ihnen hervorbrachte. Den andern Tag kam ein Indianer zu ihnen herüber, den sie sehr freundschaftlich behandelten und mit verschiedenen Kleidungsstücken und andern Gegenständen der Neugierde beschenkten, um andre seiner Landsleute zu ähnlichen Besuchen aufzumuntern. Als sie aber erwarteten, daß er wieder gehen würde, gab er ihnen zu verstehn, wie ungern er dieses thue, und nur mit Mühe konnten sie ihn wieder in sein Canoe bringen.

Den folgenden Morgen liefen sie in einen Golf an der Südostseite der Insel ein, wo eine Menge Eingebohrne sie empfingen, und ihnen eine ansehnliche Quantität Vögel und Wurzeln brachten. Zu gleicher Zeit zündeten diese Menschen Feuer an und opferten ihren Götzenbildern, die in großer Anzahl an dem Ufer aufgestellt waren. Ihr erster Gast kam wieder zu ihnen und brachte viele von seinen Landsleuten mit, unter denen sich auch ein ganz weisser Mann befand, der ein Priester zu seyn schien.

Während sie nun ganz friedlich mit einander umgingen, wurde ein Indianer zufällig durch einen Musketenschuß getödtet, und die übrigen geriethen dadurch in solche Bestürzung und Furcht, daß sie in größter Hastigkeit nach dem Ufer eilten. Die Holländer setzten ihnen nach, und hundert und funfzig Mann landeten; sie hielten die bloße Neugierde der Indianer für ein Vorhaben Feindseligkeiten zu begehen, und waren so grausam, unter sie zu feuern, wodurch eine Menge dieser un-

schuldigen Menschen, und unter ihnen auch der arme Indianer, der zweymahl bey ihnen an Bord gewesen war, getödtet wurde.

Die Insulaner erschienen nun mit Friedenszeichen, und suchten durch die demüthigsten Gebehrden ihre Feinde zu besänftigen. Die Holländer wurden durch ihre Unterwürfigkeit bewegt, sich mit ihnen auszusöhnen; und die Eingebohrnen vergaßen alles Vergangene und brachten ihnen Vögel und Früchte im Ueberfluß zu. Die Holländer bekamen kein vierfüßiges Thier auf der Insel zu sehen, und da man den Indianern einige Schweine an Bord zeigte, so gaben sie durch Zeichen zu verstehen, daß sie solche Thiere noch nie gesehen hätten.

Es ist bemerkenswerth, daß diese Insulaner gar keine Waffen bey sich zu haben schienen, welches denn die rohe Grausamkeit der Holländer noch weniger entschuldigen läßt. Da sie angegriffen wurden, suchten sie Schutz und Hülfe bey ihren Götzen, welches steinerne Bildsäulen waren, die Männer mit großen Ohren und Kronen auf den Köpfen vorstellten. Sie waren so künstlich ausgehauen, daß die Europäer über ihren Anblick ganz erstaunten. — Uebrigens schien eine vollkommne Gleichheit unter diesem Volke zu herrschen, und Jeder schien mit völliger Freyheit zu thun und zu sprechen was ihm beliebte; doch genossen die Alten ein grösseres Ansehen und sie zeichneten sich dadurch aus, daß sie Federmützen trugen.

Den folgenden Tag beschloß man, die Insel genauer zu untersuchen, doch es entstand ein Sturm der sie vom Anker riß und sie waren genöthigt, in die See zu gehn, um nicht zu scheitern. Sie kamen hernach wieder an diese Insel, die Schouten

Badwater nannte, und sodann fuhren sie 800 Seemeilen aufwärts, ohne irgend ein Land zu erblicken. Endlich fanden sie unter 15 Grad, 30 Minuten südlicher Breite eine niedrige, unfruchtbare Insel, der sie den Nahmen Carlshof gaben. Als sie von hier abreisten, fuhren sie des Nachts dicht durch eine Menge kleiner Inseln durch, und die afrikanische Galeere strandete auf einem Felsen. Des Morgens sahen sie erst zu ihrem Schrecken, in welcher Gefahr sie sämmtlich gewesen waren, und es dauerte einige Tage, ehe der Commodore aus dieser gefahrvollen Stellung kommen konnte.

Die afrikanische Galeere war ganz zu Grunde gegangen, und als man ihre Mannschaft musterte, fand es sich, daß der Quartiermeister und vier Matrosen fehlten. Bey genauerer Untersuchung erfuhr man, daß diese Leute lieber bleiben wollten, wo sie waren; sie waren gegen alle Vorstellungen taub, die ihnen der Commodore machte, und so mußte er sie endlich ihrem Schicksale überlassen.

Sie nannten diese Inseln die Unglücksinseln, wegen des Verlustes, den sie hier erlitten hatten. Sie waren ganz mit Wiesen bedeckt und mit Bäumen von ungemeiner Schönheit dicht bepflanzt. Die Einwohner waren außerordentlich groß und mit zwanzig Fuß langen Piken oder Lanzen bewaffnet.

Roggewein bemerkte, daß sich mit diesen Indianern nicht gut umgehen ließ, und daß die Küste sehr felsig war; er beschloß deßhalb seine Reise ohne Aufenthalt zu verfolgen. Den nächsten Morgen entdeckten sie eine Insel, die sie Aurora nannten, und wären sie nur eine halbe Stunde früher hingekommen, wo es noch finster war, so

wäre der Tienhoven sicher gestrandet. Die Mannschaft auf diesem Schiffe kam hierüber so sehr in Aufruhr, daß sie förmlich rebellirte. Sie sahen, wie wenig daran gefehlt hatte, daß ihr Schiff zu Grunde gegangen wäre, und bestanden darauf, daß man ihnen ihren Lohn auch für den Fall, daß das Schiff unterginge, zusichern sollte. Der Commodore erwiederte ihre Vorstellungen mit einer Güte, die des Mannes von Ehre würdig ist, und gelobte ihnen alle rückständige Löhnung auszuzahlen, es möchte mit dem Schiffe werden was da immer wollte.

Gegen Abend kam ihnen eine andre Insel zu Gesicht, die sie Vesper nannten. Sie schien ohngefähr zwölf Seemeilen im Umfange zu haben und war mit Wiesen und Bäumen überall bedeckt.

Bey Fortsetzung ihrer Reise kamen sie zwischen eine Menge kleiner Inseln, aus denen sie sich mit Mühe heraushalfen; sie lagen etwa 25 Seemeilen von den Unglücksinseln, und erhielten den Nahmen, Labyrinth.

Einige Tage darauf, als sie ihren Lauf gegen Westen fortsetzten, entdeckten sie eine andre Insel, die in der Entfernung sehr hoch und außerordentlich schön zu seyn schien; doch als sie näher kamen, sahen sie, daß die Küste felsig war, und fanden keinen Ankergrund. Indessen beschlossen sie doch zu landen, und nachdem sie die Einwohner durch einige kleine Geschenke gewonnen hatten, bekamen sie von ihnen eine große Menge Vegetabilien, die für beyde Schiffe hinreichte.

Am folgenden Morgen wurde ein stärkeres Corps ans Land geschickt, sowohl um Gemüse einzusammeln, als um anderweitige Entdeckungen zu machen. Zuerst beschenkten sie den König oder An-

führer mit einer beträchtlichen Menge Spielsachen; er nahm sie eben nicht sehr gnädig auf, doch machte er den Holländern ein Gegengeschenk mit einer Quantität Cocosnüsse, die ihnen äußerst willkommen waren.

Die Weiber auf dieser Insel zeigten auf eine unverschämte Weise ihre Neigung zu den Europäern; doch bald zeigte es sich, daß dies nur ein Kunstgriff war, um sie sicher zu machen, denn sobald die Eingebornen glaubten, daß die Fremden in ihrer Gewalt wären, kamen sie aus ihren Höhlen und Felsenklüften hervor, und griffen sie mit einem entsetzlichen Steinregen an. Die Holländer stellten sich sogleich, und gaben ihnen mit ihren Musketen eine volle Ladung, welche große Würkung that, und unter denen, die davon fielen, war auch der König. Indessen rückten die Indianer dennoch auf sie los und nöthigten sie, sich mit einigen Verluste in die Schiffe zurückzuziehen; und die Eingebornen zeigten so viel Muth und Unerschrockenheit, daß, als eine neue Landung vorgeschlagen wurde, Niemand an Bord sich verstehen wollte, daran Theil zu nehmen.

Diese Insel liegt unter dem 16ten Grade südlicher Breite und 285 Grade westlicher Länge. — Sie schien fruchtbar zu seyn, und man hatte Grund, reiche Minen auf ihr zu vermuthen. Allein da die Einwohner so kühn und arglistig waren, und da überdieß der Ankergrund schlecht war, so beschloß der Commodore weiter zu segeln, ohne sie genauer zu untersuchen.

Vor seiner Abreise theilte er den Officiers seine Instruction mit, nach welcher es schien, als ob sie wieder nach Hause fahren sollten, wenn sie in der Länge und Breite, unter welcher sie gegen-

wärtig waren, keine wichtige Entdeckung machten. Einige meinten bey dieser Berathschlagung, es hätte den Anschein von Verzagtheit, wenn sie ihre Unternehmung so bald schon aufgäben; allein der Commodore widerlegte diese Meinung damit, daß sie noch eine Reise nach Ostindien zu machen hätten, und daß ihr Proviant schon knapp und ihre Mannschaft geringer zu werden anfange.

Nach fernerer Uiberlegung wurde endlich beschlossen, nach Neubrittannien zu segeln und von da über die Molukken nach Ostindien, wo sie nicht nur mit Proviant sich versehen, sondern wenn es nöthig wäre, auch ihre Mannschaft verstärken könnten. —

Drey Tage darauf, nachdem sie diesen neuen Weg verfolgt hatten, trafen sie unter 12 Grad Breite und 290 Grad Länge verschiedene schöne Inseln, die bevölkert und angebaut waren. Die Einwohner waren sehr gefällig und freundschaftlich, und hatten in ihrem Benehmen gar nichts Wildes oder Zurückstoßendes.

Diesen herrlichen Inseln, auf denen die Holländer eine so herzliche Aufnahme fanden, gaben sie den Nahmen Baumanns-Inseln, nach dem Capitain des Tienhoven, der ihrer zuerst gewahr geworden war.

Viele Holländer wünschten, unter einem so sanften Volke und in einem so schönen Lande länger zu verweilen, damit die Kranken sich völlig erhohlen könnten; und da der Ankergrund längs der Küste sehr gut war, so war es vielleicht nicht Recht von dem Commodore, daß er ihren Bitten nicht nachgab. Allein er wollte einmahl den östlichen Muson nicht versäumen, und ließ sich deßhalb nicht bewegen, seine Reise zu verzögern.

Da sie aber die Baumanns-Inseln verlassen hatten, stießen sie bald auf mehrere andere, die, wie sie der Lage nach urtheilten, diejenigen waren, welche Schouten die Cocoas- und Verräther-inseln nannte. Kurz darauf erblickten sie zwey andere Inseln von beträchtlichem Umfange, die sie Tienhoven und Gröningen nannten, und die, weil sie sehr lang waren und ein ausgedehntes Ufer hatten, von Einigen für ein Theil des unbekannten Australlandes gehalten wurden.

Bloß auf die Reise nach Osten sinnend, wollten die Officiers hier nicht anlegen, wenn gleich die meisten von ihren Leuten sich sehnten, zu landen und die Küste zu untersuchen. Man wollte so bald als möglich nach Neubrittannien zu kommen suchen; allein sie segelten noch lange, ehe sie irgend ein Land ansichtig wurden. Mittlerweile war der Scorbut in hohem Grade bey ihnen eingerissen, und es gingen dadurch so viele Hände verloren, daß man darauf dachte, das eine Schiff zu verbrennen, und die Mannschaft desselben an Bord des andern zu nehmen. Man hörte und sah nichts als Klagen und Jammer, und die, welche ihrer Arbeit noch einigermaßen vorstehen konnten, waren so abgemergelt, daß sie wie Scelette aussahen. Die Krankheit hatte in ihren schrecklichsten Symptomen die meisten ergriffen, und hätten sie jetzt nicht bald Neubrittannien entdeckt, so wären sie ohne Zweifel sämmtlich umgekommen.

So bald sie sich der Küste näherten, beschlossen die Holländer trotz aller Gefahren, ans Land zu gehn. Ihr Elend war so groß, daß sie an Vorsichtsmaßregeln gar nicht dachten, wo es darauf ankam, sich die Stärkungsmittel zu verschaffen, welche sie am Lande zu finden hofften.

Es wurde also die Schaluppe bemannt und mit einer großen Menge Spielereyen versehn, die man als Geschenke brauchen wollte. Die Eingebohrnen fingen an, sich wohl bewaffnet, in Haufen zu sammeln, und zeigten durch ihr Benehmen, daß sie sich widersetzen wollten. Auf die Holländer fiel ein Regen von Wurfspiessen, und diese feuerten unabläßig, wodurch sie denn viele der Einwohner tödteten und die Übrigen in die Flucht schlugen.

Während dieses Treffens erhob sich ein heftiger Sturm, welcher die Schiffe in die See trieb, so daß die armen Leute in der Schaluppe ohne Hülfe und fast ganz hoffnungslos zurück blieben. Ihr Fahrzeug war auf eine Sandbank gerathen; da gab ihnen die Verzweiflung Entschlossenheit: sie zogen es ans Land und schnitten sich dadurch, so lange der Sturm dauerte, den Rückzug selbst ab.

Als die Nacht einbrach, wußten sie nicht, wie sie sich in Sicherheit setzen sollten; mit jedem Windstoße hörten sie das Geschrey der Eingebohrnen, die sich in die Wälder zurückbegeben hatten, und mit jedem Augenblick erwarteten sie einen neuen Angriff. Bald nach Mitternacht vernahmen sie aber das Signal von den Schiffen, da flogen sie nach ihrer Schaluppe, und kamen darin glücklich an Bord.

Bey der Abreise von dieser Insel faßten die Holländer den festen Entschluß, bey der nächsten, auf die sie stossen würden, zu landen, weil sie lieber auf dem Lande sterben, als zu Schiffe in einer so traurigen Lage leben wollten. Unter diesen Umständen entdeckten sie kurz darauf die Insel Moa, deren Einwohner, Männer und Weiber, mit Bogen und Pfeil bewaffnet erschienen. Dem-

ungeachtet brachten sie aber Cocosnüsse, indianische Feigen und verschiedene Arten Wurzeln mit, welche sie ohne das mindeste Zeichen von Furcht oder Mißtrauen vertauschten. Die Holländer nahmen sie als ihre Erretter äußerst freundschaftlich auf, und daher kamen sie auch den folgenden Tag mit noch größerem Vorrath wieder; unter andern brachten sie auch drey Schweine mit, doch in den traurigen Umständen, in welchen unsere Seefahrer sich befanden, wollten sie es nicht wagen, ein so ungewohntes Gericht zu versuchen.

Die Erfrischungen, welche man hier einnahm, waren so wohlthätig in ihren Wirkungen, daß die Mannschaft unstreitig sich vollkommen erhohlt haben würde, wenn sie noch ein Paar Tage auf dem Lande hätte bleiben können. Die Insulaner thaten Alles, um sie dazu zu vermögen, allein da die Mannschaft durch Tod und Krankheit so sehr herabgekommen war, so hielt man es für zu gewagt, unter einem so zahlreichen Volke zu bleiben, welchem man bey allen seinen Freundschaftsbezeugungen doch immer eine heimliche Tücke zutraute.

Sie trafen nun die nöthigen Anstalten zur Fortsetzung ihrer Reise, und die Insulaner führten ihnen, vielleicht um sie von einer neuen Landung abzuhalten, von freyen Stücken auf zweyhundert Kanoes zu, die mit allen Arten von Lebensmitteln beladen waren, welche sie gegen verschiedene Waaren umtauschten.

Nach Beendigung dieses Tauschhandels schieden sie friedfertig von einander, und unsere Helden steuerten längs der Küste von Neuguinea durch eine Menge von Inseln durch, die sich bis zur Insel Gilolo erstrecken. Diese Fahrt war äußerst gefährlich, und zu ihrer ungemeinen Freude sahen

sie bald die Insel Bouro, wo die holländisch-ostindische Compagnie eine Faktorey hat.

Ohne jedoch hier ans Land zu gehen, setzten sie ihre Reise in der Hoffnung, die Küste von Bouton zu erreichen, und sich daselbst zu erfrischen, fort. Allein sie verfehlten diese Insel, und es blieb ihnen nun nichts übrig, als nach Java zu segeln, obwohl sie wußten, daß nach den Maximen, welche die ostindische Compagnie unverbrüchlich befolgt, ihr Schiff sicher würde confiscirt werden, sie möchten ankern, wo sie wollten. Alle, besonders die Kranken, sahen sehnsuchtsvoll nach dem fruchtbaren Lande sich um, bey welchem sie vorbeygefahren waren, indem sie die traurigen Folgen ahneten, die ein so unbedachtsamer und gefährlicher Schritt nach sich ziehen mußte.

Nachdem der Commodore die Küste von Bouton verlassen, und durch den Kanal der Molukken gefahren war, so kam er an die Küste von Java, und ankerte gegen Ende Septembers 1722 auf der Rhede von Japatra. Hier wendete er sich sogleich an den Residenten der Compagnie, Nahmens Küster, und stellte ihm vor, daß ihn die Noth hierher getrieben habe. Dieser Herr hatte denn auch Mitleiden mit Roggeweins und seiner Gefährten Unglücke, wie sie denn in der That auch in einer bejammernswürdigen Lage sich befanden. Sie hatten nicht weniger als siebzig Mann eingebüßt, die ungerechnet, welche in den Scharmützeln mit den Indianern geblieben waren, und von denen, die noch am Leben waren, befanden sich 26 äußerst übel, und nur zehn Personen hatten noch eine leidliche Gesundheit.

Die Kranken wurden sogleich ans Land gebracht, allein sie waren so sehr herunter gekom-

men, daß Mancher schon der Natur ihren Tribut bezahlte, ehe er das Ufer erreichte. Küster schickte einen Bericht von ihrer Ankunft an den General-Gouverneur, und während sie auf dessen Antwort, so wie auf die Genesung ihrer Kranken warteten, brachten sie ihre Zeit auf eine sehr angenehme Art zu, und fingen an, ihr überstandenes Elend zu vergessen. Durch das Beyspiel der Einwohner aufgemuntert, ergaben sie sich der Schwelgerey und der Ausschweifung, und ihre vormahligen Gelübde eines ordentlichen Lebens waren wie von dem Strome der Vergessenheit verschlungen.

Nachdem sie sich ohngefähr einen Monath lang in Japatra erhohlt hatten, fingen sie an auf die Fortsetzung ihrer Reise nach Batavia zu denken, da der General-Gouverneur daselbst geneigt schien, sie nachsichtig und gütig zu behandeln. — Indessen trennten sie sich mit Schmerzen von ihren Freunden in Japatra, und nahmen die Erinnerung an das viele Gute, was sie hier genossen hatten, mit sich.

Beym Einlaufen auf der Rhede von Batavia begrüßte der Commodore das Fort, und legte sein Schiff nahe bey denen vor Anker, die im Begriff waren, zur Rückfahrt beladen zu werden. — Sie schmeichelten sich nun, daß all ihr Unglück überstanden sey, und daß sie nun bald ihr Vaterland wieder sehen würden; allein hierin betrogen sie sich gewaltig. Als der Commodore eben dem Gouverneur seine Aufwartung machen wollte, kamen einige Officiers ihm entgegen, und brachten ihm die Sentenz, daß sein Schiff confiscirt sey. Beyde Schiffe waren so umringt, daß die Flucht ihnen unmöglich war, und bald darauf wurden Schiffe und Leute in Verwahrung genommen.

Durch diese traurige Erfahrung belehrt, bereute nun Roggewein seine Unbesonnenheit, über Ostindien zurückkehren zu wollen; doch die Reue kam zu spät. Er hatte den Rath, den man ihm gegeben, nicht geachtet, und dafür war er durch den willkührlichen Ausspruch bestraft worden, der sein Schiff für eine gute Prise erklärte. Alles was sich an Bord befand, wurde öffentlich verauctionirt, und die Leute wurden auf verschiedene nach Hause gehende Ostindienfahrer vertheilt.

Da hier keine Hülfe zu finden war, mußte der Commodore auf einem Schiffe der Compagnie nach Hause reisen. Auf dieser Fahrt standen sie einen heftigen Sturm an der östlichen Küste von Afrika aus, wo sie mit genauer Noth einem Schiffbruche entgingen. Bey dem Vorgebürge der guten Hoffnung fanden sie eine Menge englischer und französischer sowohl, als auch holländischer Schiffe. —

Gegen Ende des Märzes 1723, da die Schiffe wieder mit Lebensmitteln versehen, und segelfertig waren, wurden sie durch einen Sturm aus der Bay getrieben, und nach drey Wochen kamen sie bey der Insel St. Helena an. Bey ihrer Annäherung schickte der Commodore der Flotte zwey Schiffe ab, um zu recognosciren, ob an der Küste Korsaren wären, die kurz zuvor ein Schiff hier überfallen hatten, und wahrscheinlich noch in diesen Gegenden sich aufhielten.

Nachdem sie sich in St. Helena von neuem mit Proviant versehen hatten, segelten sie nach Ascension, vornemlich wegen der Schildkröten, die gemeiniglich in großer Menge hier gefangen werden. Als sie von da wieder abreisten, fanden sie die Hitze um vieles gelinder, als sich erwarten

ließ, denn da die Sonne sich dem südlichen Wendekreise näherte, hatten sie immer einen frischen Wind, der die Luft abkühlte. Da sie sich der Linie näherten, erblickten sie wieder den Nordstern, den sie seit vielen Monathen nicht gesehen hatten; und es läßt sich kaum beschreiben, welch eine lebhafte Freude dieser Anblick bey ihnen hervorbrachte. Er gab ihnen einen Vorschmack von dem Wiedersehn des Vaterlandes, denn der Gedanke an die Heimath wird immer lebhafter, je mehr die Entfernung von derselben abnimmt, und Gegenstände, die wir zu sehen gewohnt sind, erinnern uns eben so lebhaft an genossene Vergnügungen, als sie uns künftige Freuden im voraus schmecken lassen.

So wie sie weiter nach Norden kamen, wurden sie von einem starken Winde überfallen, der sie nach den Azoren trieb. Da indessen ihre frischen Lebensmittel bald alle waren, so hatten sie, da sie von ihrem Wege hierher verschlagen waren, bequeme Gelegenheit, sich zu Flores, wo sie drey Tage liegen blieben, wieder zu verproviantiren.

Sie umsegelten die Küsten von Irland und Schottland, kamen dann auf die Höhe der Orkneys, und begegneten bald darauf einigen Kriegsschiffen, welche auf sie warteten, um sie nach Hause zu escortiren. Den eilften July 1723 kamen sie in dem Texel an.

Commodore Roggewein brachte nun sogleich nach seiner Ankunft im Vaterlande seine Klagen bey der westindichen Compagnie an, und diese erhob einen Proceß gegen die ostindische Compagnie, weil die Directoren derselben das Verfahren des General-Gouverneurs gut geheissen hatten. Am Ende thaten die Generalstaaten den Ausspruch, daß die ostindische Compagnie Alles ersetzen, und

den Seefahrern allen Schaden, den sie durch ihre Ungerechtigkeit gehabt hätten, vergüten sollten. Dieses Urtheil scheint auf Vernunft und Billigkeit gegründet zu seyn, und der Fall, welcher dasselbe veranlaßte, beweist, wie sehr die obern Beamten in einer großen Entfernung vom Vaterlande geneigt sind, ihre Macht zu mißbrauchen, und tyrannisch zu verfahren.

Was Roggeweins Entdeckungen betrifft, so waren sie nicht uninteressant, wenn er auch den Hauptzweck seiner Reise nicht erreicht hatte. Allein wie konnte er ihn auch erfüllen, da sein Gegenstand eine bloße Chimäre war? Ein südliches festes Land blieb gleichwohl noch ein halbes Jahrhundert hindurch eine Beschäftigung für die Theoretiker, und ein mächtiger Reiz für die Abentheurer. — Unser gegenwärtiges Jahrhundert hat den Vorzug, daß es die wirklichen Gränzen der Länder unsers Erdkreises, und wahrscheinlich auch die Länder selbst alle kennt. Diese Kenntniß macht dem Zeitalter Ehre, wenn gleich erst wenig Lüstern seitdem verflossen sind, daß wir sie uns erworben haben.

Commodore Anson's Reise um die Erde.

George Anson stammte aus einer alten angesehenen Familie in Staffordshire ab. Er wurde den drey und zwanzigsten April 1697 gebohren, und da er sich frühzeitig dem Seedienste gewidmet hatte, so erwarb er sich schon auf den niedrigern Posten viel Beyfall, und er avancirte zu gehöriger Zeit zum Befehlshaber eines Kriegsschiffes. Da er sich auf dieser Stelle durch Muth und Klugheit auszeichnete, so wurde er zum Commodore bey der berühmten Expedition, welche der Gegenstand unserer gegenwärtigen Erzählung seyn soll, ernannt, und nach seiner Rückkehr stieg er zu den höchsten Aemtern beym Seedienste empor, er wurde Pair des Reichs, und nach einigen Jahren Präsident der Admiralität. Die Dienste, welche er seinem Vaterlande leistete, waren mannigfaltig und wichtig; der letzte war, im Jahre 1761 den jetzigen König von England dahin überzubringen. Den sechsten July 1762 starb er im 66sten Jahre seines Alters, reicher an Ehre als an Jahren.

Als gegen Ende des Jahres 1739 ein Krieg mit Spanien den Engländern unvermeidlich bevor-

stand, dachte die Regierung sehr weislich, daß sie keinen wirksamern Schritt gegen den Feind thun könnte, als daß sie ihn in seinen entferntesten Besitzungen angriffe, und ihm die Zufuhr an Geld, diesem Haupterforderniſſe zum Kriegführen, abschnitte. —

So vortheilhaft und so leicht ausführbar dieser Plan auch zu seyn schien, so erlitt seine Ausführung doch mancherley Verzögerungen, und wurde am Ende nur im Kleinen, und mit unverhältnißmäßigen Kräften realisirt. Georg Anson, Capitain des Centurio, war von Anfang an zum Befehlshaber der hierzu bestimmten Escadre ernannt; da aber seine eigentliche Bestimmung Manilla war, so wurde dieß späterhin dahin abgeändert, daß er in die Südsee segeln sollte; und zehn Monathe nach seiner ersten Ernennung, war trotz aller seiner Bemühungen, seine Flotte nur sehr mittelmäßig bemannt; die Landmacht bestand nur aus fünfhundert Mann, die unter den ältesten und schwächsten Invaliden des Chelsea-Collegiums ausgehoben waren, und die Schiffsleute waren in ihrem Metier unerfahren und undisciplinirt. —

Da seit dem ersten Entwurfe der Unternehmung schon so geraume Zeit verstrichen war, so hatte der Feind indessen Gelegenheit gefunden, sie zu vereiteln; die Art der Ausrüstung schien vollends jeden möglichen guten Erfolg derselben noch zu verhindern; und überdieß war auch die Jahrszeit zu einer so weiten und gefahrvollen Reise höchst ungünstig.

Der Commodore ließ sich indeß durch das Alles nicht irre machen, wiewohl er Verdruß genug darüber haben mochte. Den achtzehnten Sep-

tember 1740 segelte er ab, und obschon ihm der Wind bey seiner Abfahrt entgegen war, so kam er doch nach vier Tagen aus dem Kanale. Die Escadre, welche er commandirte, bestand aus dem Centurio von 60 Kanonen und 400 Mann, auf welchem er selbst sich befand; dem Glouceſter von 50 Kanonen und 300 Mann, commandirt von Capitain Norris; dem Severn von 50 Kanonen und 300 Mann, commandirt vom Capitain Legg; der Perle, von 40 Kanonen und 250 Mann, unter Commando des Capitain Mitchel; der Wette von 20 Kanonen und 160 Mann, unter Commando des Capitain Kidd, und dem Verſuche von 8 Kanonen und 100 Mann, commandirt vom Capitain Murray; ausserdem waren noch zwey Proviantschiffe dabey, das eine von 400, und das andere von 200 Tonnen.

Die Escadre hatte nicht nur widrigen Wind, sondern mußte auch Handelsschiffe bis auf eine gewisse Weite convoyren; deßhalb wurde sie in ihrer Fahrt sehr aufgehalten, und sie kam erst nach 37 Tagen nach Madera, da man diesen Weg sonst in dem Drittheil dieser Zeit zurück legt.

Madera hat bekanntlich ein schönes gesundes Klima, und bringt vermöge seiner Wärme eine sehr edle und geschätzte Sorte Wein hervor.

Die einzige beträchtliche Handelsstadt, die sie hat, ist Fonchiale, die auf dem südlichen Theile der Insel, an dem Ende einer weiten Bay liegt. Gegen die See zu ist sie, sowohl durch die Natur, als durch die Kunst gut vertheidigt; eine heftige Brandung schlägt unablässig ans Ufer, und man muß schon ein geschickter Seefahrer seyn, wenn man ohne Gefahr hier durchkommen will.

Der Commodore blieb ohngefähr eine Woche hier liegen, und nahm Wasser, Wein und andere Erfrischungen ein. Wegen Kränklichkeit hielt der Capitain des Glouceſter um seinen Abschied an, und erhielt ihn auch; dadurch geschahen bey der Escadre einige bedeutende Avancements.

Während Anson in Madera war, meldete ihm der Gouverneur, daß man einige Tage vor seiner Ankunft sieben oder acht, wahrscheinlich spanische, Schiffe westwärts von der Insel gesehen habe. Dem zufolge wurde eine Schaluppe in der Richtung, die sie wahrscheinlich genommen hatten, ausgesendet, um sich mehr Gewißheit davon zu verschaffen; allein der Officier, dem dieß Geschäft aufgetragen worden war, kehrte wieder zurück, ohne etwas entdeckt zu haben. Der Commodore vermuthete gleich, daß diese Schiffe die Absicht hätten, seine Schritte zu beobachten, und seine Pläne zu vereiteln; und die Folge lehrte, daß seine Ahnung nicht ungegründet war.

Bey der Abfahrt von Madera bestimmte Anson seinen Schiffen für den Fall, daß sie von einander getrennt würden, die Insel St. Catherine an der Küste von Brasilien als gemeinschaftlichen Sammelplatz.

Während dieser langen Fahrt war das Wetter sehr unbeständig, und der Passatwind um ein beträchtliches anders, als ihn die bisherigen Seefahrer beschrieben hatten. Die Mannschaft wurde äußerst krank, und wenn gleich der Commodore die Vorsicht gebrauchte, mittelst angebrachter Zuglöcher frische Luft zwischen die Verdecke zu bringen, so starben doch viele. Das allgemeine Uibel war eine Art Fieber, die in warmen Klimaten endemisch, und den englischen Seefahrern unter

dem Nahmen Calenture bekannt ist. Diese Krankheit ist nicht nur in ihrem ersten Anfalle sehr gefährlich, sondern wird auch noch in der Periode der Genesung bisweilen plötzlich tödtlich, und läßt immer eine große Mattigkeit und Niedergeschlagenheit zurück.

Die Krankheit griff von Tage zu Tage immer mehr um sich, und auf der See ließ sich es kaum erwarten, daß man ihre Heftigkeit würde vermindern können. Sie freuten sich daher ungemein, als sie die Küste von Brasilien gegen die Mitte des Decembers entdeckten, und zwey Tage darauf bey der Insel St. Catherine vor Anker gingen. —

Da die Passage zwischen der Insel und dem Ufer durch zwey Forts bedeckt wird, so sah der Commodore zu seiner Bestürzung, daß Flaggen aufgesteckt, und Signalschüsse abgefeuert wurden, woraus er sah, daß seine Escadre die Küste in Aufruhr gebracht habe. Um so bald als möglich dem Gouverneur den Irrthum zu benehmen, als sähe er eine feindliche Macht, schickte er einen Officier an ihn ab, der demselben seinen Respect bezeigen, und sich einen Lootsen ausbitten sollte, um die Schiffe auf die Rhede zu bringen. Diese Forderung wurde sogleich mit Höflichkeit aufgenommen und bewilligt, und die Schiffe gingen anfänglich in einer breiten bequemen Bay, welche die französischen Seefahrer Bon-Port nennen, den Tag darauf aber bey St. Catherine vor Anker.

Brasilien hat ein hohes Gebürge, welches von West nach West-Süd-West sich zieht. Die Insel St. Catherine, wo die Schiffe vor Anker lagen, ist ungefähr neun Seemeilen lang und zweye breit; und da sie gegen das feste Land

ganz flach ist, so kann man sie in einiger Entfernung von der Küste aus gar nicht erkennen. Stets grünende Waldungen begränzen diese Insel, und das starke Unterholz bildet ein undurchdringliches Dickigt, bis auf die schmalen Wege, welche die Eingebohrnen zur Erleichterung der Communication ausgehauen haben. An dem Ufer sind nur dem festen Lande gegen über einige kleine Plätze, die cultivirt sind. Allein die Natur ist hier so üppig und freygebig, daß die Wälder unaufgefordert die köstlichsten Früchte liefern; und ohne die Mühe des Anbaues zu haben, genießt man hier die Produkte von fast allen Klima's. Aromatische Bäume und Gesträuche füllen die Luft mit Wohlgerüchen; zahlreiche Fasane, wilde Stiere, die den Auerochsen gleichen, und Fische aller Art findet man in großer Menge. Dabey ist das Wasser vortrefflich, und für Seefahrer äußerst gesund.

Indessen ist doch die Natur bey Ausspendung ihrer Güter überall sparsam. Den erwähnten Vorzügen der Insel halten viele Unannehmlichkeiten die Wage. Der freye Umtrieb der Luft wird durch das Dickicht der Wälder, so wie durch die Berge, die sie umgeben, gehindert; die Nächte kann man wegen der starken Nebel nicht genießen, welche die üppige Vegetation erzeugt; und die Vergnügungen des Tages werden durch die herumschwärmenden Musquitosliegen gestört, deren Stich bekanntlich gewissermaßen giftig ist. Diesen kleinen, aber für den Menschen so feindlichen Thieren folgt mit einbrechendem Abende eine unermeßliche Menge Strandfliegen, die ungeachtet sie so klein sind, daß man sie mit dem bloßen Auge kaum erkennen kann, doch äußerst empfindlich stechen.

So schön also die Insel auch für das Auge ist, so wenig kann doch der Aufenthalt auf derselben gesund seyn; ein trauriger Beweis davon war, daß bloß auf dem Centurio 28 Mann starben, und die Krankenlisten immer größer wurden.

Der erste Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit des Commodore nach seiner Ankunft auf St. Catharine beschäftigte, waren die Kranken. Sie wurden in großer Anzahl ans Land gebracht, doch war, wie wir schon bemerkt haben, für ihre Gesundheit hier nicht am beßten gesorgt. — Das nächste war, die Schiffe zu durchräuchern, zu reinigen und zu waschen, und sie so viel als möglich für das stürmische Wetter vorzubereiten, welches auf dem Wege nach Cap Horn zu erwarten stand.

Die Form der Regierung, so wie einige kürzlich getroffene Einrichtungen verursachten manche Hindernisse. Vormahls war die Niederlassung auf St. Catharine unbedeutend gewesen, und der Gouverneur hatte mit den Eingebohrnen einen Tauschhandel mit Tuch und andern Bedürfnissen des gemeinen Lebens geführt. Aber seitdem man Gold- und Diamantminen an der entgegengesetzten Küste entdeckt hatte, war die Colonie wichtiger geworden, und da zu gleicher Zeit das Geld in seinem Werthe gefallen war, standen die Bedürfnisse in einem sehr hohen Preiße.

Der Gouverneur lebte auf einem sehr glänzenden Fuße, und schrieb für seine Tafel so viel aus, als ihm beliebte. Doch dieß war das wenigste; er führte auch einen unerlaubten Handel mit den Spaniern, wobey die Monarchen beyder Nationen um die Abgaben von den Bergwerksprodukten betrogen wurden; und um sich bey sei-

nen Verbündeten noch mehr in Gunst zu setzen, gab er dem Befehlshaber der spanischen Flotte, welche damahls in dem Strome la Plata lag, von der Ankunft der Engländer Nachricht.

Wegen der verschiedenen nöthigen Reparaturen verstrich ein Monath, ehe die Escadre wieder in See gehen konnte. Als dieß geschah, gab der Commodore seinen Officiers, im Fall daß sie von einander getrennt würden, die verschiedenen Sammelplätze bis nach China; und den achtzehnten Januar lief die Escadre aus dem letzten freundschaftlichen Hafen aus, um nun der Gefahr in stürmischen Meeren und an wüsten und unwirthbaren Küsten sich auszusetzen.

Drey Tage darauf entstand ein heftiger Sturm, wobey ein so dicker Nebel fiel, daß die Schiffe einander nicht erkennen, und kaum zwey Schiffslängen weit sehn konnten. Zum Glück klärte es sich am folgenden Tage auf, und alle Schiffe waren noch beysammen, bis auf die Perle, die erst nach einem Monath wieder zu den übrigen Schiffen stieß. Der Versuch war eine große Strecke links getrieben, und da er seinen großen Mast verloren, auch sonst noch Schaden genommen hatte, so wurde der Glouceſter abgeschickt, um ihn ins Schlepptau zu nehmen.

Den achtzehnten Februar wurde man ein Segel gewahr, und der Severn wurde mit dem Glouceſter beordert, darauf Jagd zu machen. — Der Commodore sah bald, daß es die Perle war, und rufte daher den Severn zurück, indeß er den Glouceſter ferner darauf Jagd machen ließ. Zu Verwunderung der ganzen Escadre sah man aber, daß die Perle bey Annäherung des Glouceſter alle Segel ausspannte, und daß sie, da sie am Ende

von demselben eingehohlt worden war, zu einem Treffen sich vorbereitete.

Lieutenant Salt, welcher das Schiff commandirte, berichtete dem Commodore, nachdem er sich mit der Escadre wieder vereinigt hatte, daß er vor einigen Tagen auf fünf spanische Kriegsschiffe gestossen war, die er anfangs für die englische Flotte gehalten hatte, deßhalb beynahe gefangen genommen, und nur durch sein schnelleres Segeln gerettet worden wäre. Auch hier fehlte, wie der Escadre auf dieser Reise noch öfters begegnete, nur noch ein Haar an einem bedeutenden Unglücke.

Der Commodore kam nun in der Bay von St. Julian vor Anker, und da er fand, daß die feindliche Macht in dieser Gegend der seinigen überlegen war, so würde er sich nicht lange hier verweilt haben: allein da der Versuch einer Reparatur bedurfte, so mußte er es ruhig erwarten, wie es ablaufen würde.

Da die Küste von Patagonien nicht sehr bekannt ist, so wird es nicht undienlich seyn, hier eine Beschreibung derselben mitzutheilen. Dieses Land erstreckt sich von den spanischen Besitzungen bis zur Magellansstraße. Gegen Norden vom Platastrome hat das ganze Land einen Uiberfluß an sehr großen Bäumen, indeß auf der südlichen Seite dieses Flusses auf dreyhundert Meilen weit keine zu sehen sind.

So arm aber das Land im Ganzen genommen an Holz ist, einen so ansehnlichen Reichthum hat es an vielen Orten an Weiden, und es ernährt unermeßliche Heerden von Rindvieh, welches erst von den Spaniern hierher gebracht worden ist, und sich unglaublich vermehrt hat, so daß es jeder schießen kann, wer nur will.

Die Jäger erlegen jährlich viele tausend Stück wegen der Häute und des Talges; das Fleisch lassen sie faulen oder als Nahrung für wilde Thiere und Vögel liegen.

Bisweilen fängt man aber auch Rinder lebendig, um sie zum Ackerbau zu gebrauchen. Bey dieser Jagd zeigen die Jäger ungemeine Geschicklichkeit. Sie sitzen nähmlich dabey zu Pferde, und haben einen mehrere Klaftern langen Riemen bey sich, der an dem einen Ende eine Schlinge hat, die sie in der Hand halten; der übrige Riemen ist zusammen gewickelt, und mit dem andern Ende an den Sattel befestigt. So reiten sie auf eine Heerde los, und wenn sie sich ihre Beute ausgesehen haben, so werfen sie die Schlinge so geschickt, daß sie niemahls die Hörner damit verfehlen; ein anderer Jäger bindet den Rindern nun die Hinterfüße, und auf diese Art fangen sie, nur mit geringen Abänderungen, auch Pferde, und sogar Tieger. —

Die hiesigen Pferde sind ebenfalls spanischen Ursprunges, denn Amerika kannte, da es entdeckt wurde, diese nützlichen Thiere noch nicht. Sie sind sehr wild, aber außerordentlich schön, und so zahlreich, daß man in den Niederlassungen eins von den beßten für einen Thaler kaufen kann.

In dem ganzen Lande gibt es eine große Menge Vicugna's oder peruanische Schaafe; da sie aber sehr scheu und flüchtig sind, so lassen sie sich schwer fangen. Die östliche Küste hat sehr viel Meerschweine und viele Arten Meervögel, unter denen die Pinguins die merkwürdigsten sind. Da sie nur ganz kurze Stummel von Flügeln haben, und meistentheils aufrecht stehn, so hat sie John Narborough seltsam genug mit kleinen Kindern

verglichen, die zu laufen anfangen und weisse Schürzen vorhaben. — Das Land hat indessen einen bedeutenden Mangel; es fehlt ihm nähmlich an frischem Wasser.

In der Nachbarschaft des Hafens St. Julian scheinen wenig Eingebohrne zu wohnen, es lassen sich wenigstens selten welche hier sehen. — Nach Buenos-Ayres zu sind sie ziemlich zahlreich, und sie zeichnen sich durch Muth und Klugheit aus. — Was die Kühnheit betrifft, so kommen sie den tapfern Bewohnern von Chili nahe, welche die Macht der Spanier oft überwältigt, die usurpirten Besitzungen dieser Nation verheert, und bis jetzt ihre ursprüngliche Unabhängigkeit behauptet haben. Sie haben ausnehmende Geschicklichkeit in ritterlichen Uibungen und in dem Gebrauche von allerhand kriegerischen Waffen, das Feuergewehr ausgenommen, mit welchem die argwöhnische Wachsamkeit der Spanier sie unbekannt läßt. — Durch nichts scheint die Macht der Spanier leichter und besser gebeugt werden zu können, als dadurch, daß man die Eingebohrnen dieser Küste gegen ihre Feinde aufmunterte und unterstützte.

John Narborough hatte beobachtet, daß sich in dem Hafen St. Julian vieles und schönes Salz fände; der Commodore schickte daher einen Officier an den Salzplatz, um für die Escadre die gehörige Quantität einzusammeln: allein man fand weder viel noch gutes, wahrscheinlich wegen der vorhergehenden nassen Witterung.

Da der Versuch nun wieder reparirt, mithin auch die Haupturſache, weßhalb die Escadre hier verweilte, gehoben war, so wurde am Bord des Centurio Rath gehalten, und der Operationsplan des Commodore bekannt gemacht. Er gab seinen

Officiers zu erkennen, daß er entschlossen sey, Valdivia anzugreifen. Nachdem dieser Plan einstimmig angenommen worden war, wurden neue Verfügungen getroffen, wegen der Sammelplätze, auf die man von Zeit zu Zeit gehen wollte, und wegen der Zeit, die man sich an jedem derselben aufhalten wollte; es wurde ferner auch beschlossen, daß kein Schiff wo möglich weiter als zwey Meilen von dem Centurio sich entfernen sollte.

Nachdem dieß abgemacht war, lichtete die Escadre den sieben und zwanzigsten Februar die Anker; der Glouceſter konnte aber seinen Anker nicht herauf bringen, und blieb deßhalb weit hinter den übrigen Schiffen zurück, und mußte am Ende das Ankertau kappen, um sie nur einzuhohlen.

Den vierten März kamen sie an das Cap der heil. Jungfrau, und da es ein schöner heiterer und stiller Nachmittag war, so benutzten die Oberofficiers diese Gelegenheit, dem Commodore ihre Aufwartung zu machen. Als sie so alle an Bord des Flaggenschiffes waren, wurden sie auf einmahl durch ein Feuer erschreckt, welches von dem Glouceſter plötzlich aufging, und worauf eine Rauchwolke empor stieg. Doch ihre Besorgnisse wurden bald durch die Nachricht gehoben, daß ein Funken auf etwas freyliegendes Schießpulver gefallen sey, das Schiff aber nicht den mindesten Schaden dabey genommen habe.

Das gute Wetter dauerte in dieser hohen Breite nicht lange, und alles deutete auf nahen Sturm. Auf den erwähnten schönen Nachmittag folgte eine widrige Nacht, und so entstand allmählig ein Sturm, und als dieser vorüber war, befanden sie sich bey der Terra del Fuego, welche

einen höchst trostlosen und unfreundlichen Anblick gewährt. —

Den siebenten hatten sie bey Erblickung des Staatenlandes einen so wilden und fürchterlichen Anblick, als ihnen noch nirgends vorgekommen war. Es schien bloß aus unwegsamen Felsen zu bestehn, die in jähe, zu einer unermeßlichen Höhe emporragende Zacken sich endigten, und ganz mit Schnee bedeckt waren. Die Klüfte zwischen diesem Felsengebürge waren tief und schmal, und zeigten deutlich ihren vulkanischen Ursprung.

Die Escadre wurde von den reissenden Strömungen mit unglaublicher Schnelligkeit durch die Strasse geführt, und man schmeichelte sich schon, daß die Gefahren der Schifffahrt nun bald überstanden wären, und daß man nun bald die Küste erreichen würde, die den Gegenstand aller ihrer Wünsche enthielt. Der goldene Traum, den die Phantasie geschaffen hatte, wurde durch die Heiterkeit der Luft und die Stille des Meeres noch verstärkt; doch kaum hatten sie die südliche Spitze der La Mairestraße erreicht, als alle ihre schönen Hoffnungen bey dem Anblicke des nahen Unterganges scheiterten. Der Himmel wurde plötzlich schwarz, der Wind drehte sich gegen Süden, und die Fluth, die sie bisher so vortheilhaft getrieben hatte, wendete sich und trieb sie mit reissender Heftigkeit ostwärts; und die hintersten Schiffe, nähmlich die Wette und die Pinke Anna waren in der größten Gefahr, an das Ufer des Staatenlandes geworfen zu werden.

Anstatt ihre Fahrt nach Südwesten fortsetzen zu können, waren sie am folgenden Morgen sieben Seemeilen ostwärts von der La Mairestraße. Drey Monathe lang hatten sie mit Gefahren und

Unglücksfällen zu kämpfen, von denen man sich kaum eine Vorstellung machen kann, und sie hatten in Einem fort solch stürmisches Wetter, daß die ältesten und erfahrensten Seeleute sich darüber entsetzten, und gestanden, daß sie noch keine Vorstellung von solchen Stürmen gehabt hätten; denn bey der Heftigkeit der Winde, welche das Meer zu der Höhe von Gebürgen erhob, mußten sie beständig befürchten, von einer solchen Wellenmasse bedeckt und auf den untersten Meeresgrund niedergeschmettert zu werden.

Die Schiffe wankten herüber und hinüber, und die Leute waren beständig in Gefahr, gegen die Verdecke oder die Wände des Schiffes geworfen und zerschmettert zu werden; und aller Vorsicht ungeachtet, wurden auf diese Art doch einige getödtet und andere verwundet. Der Sturm war vermöge der Schnelligkeit, mit der er sich erhob, um so gefährlicher; denn wenn auf einige Augenblicke Windstille eingetreten war, und sie sich dadurch hatten verleiten lassen, die Segel wieder auszuspannen, so erhob sich der Wind wieder so schnell, daß er die Segel in Stücken riß, ehe man sie wieder einziehen konnte. Um das Ungemach zu vermehren, waren diese Stürme gemeiniglich von starkem Schnee und Regen begleitet; dieß fror denn an den Seilen an, und machte das Takelwerk schlüpfrig und unsicher; dabey waren den Seefahrern die Glieder von heftiger Kälte erstarrt, und nicht wenigen erfroren Finger und Zehen.

Es wäre vergeblich, alles das Unglück aufzuzählen; das die Escadre ausstehen mußte. Der Centurio nahmentlich wurde in dieser stürmischen See so leck, daß er beständig Wasser schöpfte,

und kaum hatte ein Officier noch ein trocknes Bette.

Den 23sten März riß ein heftiger Windstoß die große Raa vom Flaggenschiffe ab, und ungeachtet aller Bemühungen sie zu retten, wurde sie größtentheils über Bord getrieben. Eine betrügerische Windstille folgte darauf, und man legte bey, um den Schaden zu repariren, doch es dauerte nicht vier und zwanzig Stunden, so erhob sich der Sturm von neuem mit verdoppelter Wuth, und nun hatte der Centurio noch größeres Ungemach auszustehen; und bey den Nebeln, die von Zeit zu Zeit fielen, konnte die Escadre nur mit äußerster Mühe und Aufmerksamkeit sich beysammen halten.

Den letzten März zerbrach die große Raa an dem Glouceſter, und um in diesem unwirthbaren Klima nicht lange aufgehalten zu werden, ließ der Commodore von mehrern Schiffen Zimmerleute an Bord gehn, um den Schaden so schnell als möglich zu repariren. Den folgenden Tag sah der Himmel ungewöhnlich trübe und schwarz aus, und der Sturm nahm stufenweise immer zu, bis er den 3ten April so ungeheuer wüthend wurde, als man ihn bisher noch gar nicht gehabt hatte. Der Centurio litt sehr bedeutenden Schaden, und mehrere Schiffe gaben Nothsignale, doch bey diesem Kampfe der Elemente konnte Niemand dem Andern helfen.

Ihrer Schätzung nach waren sie zu Ende des Märzes einige Grade westlich vom Feuerlande; sie steuerten nun, so viel es der Ungestüm des Windes gestattete, nordwärts, und hofften, bald in ein günstigeres Klima zu kommen; doch dieß machte ihre Lage nur noch schrecklicher, denn als

den 14ten April das Wetter sich aufklärte, gab die Pinke Anna ein Signal, daß sie nur zwey Meilen weit gerade vor sich Land erblicke: wäre nun der Wind so heftig und der Himmel umzogen gewesen, wie gewöhnlich, so wären alle Schiffe an dem Ufer gescheitert.

Zu ihrem großen Schrecken war dieses Land nichts anders als das Cap Noir, von dem sie zehn Grade westlich zu seyn glaubten. Die Strömungen hatten sie so getäuscht, daß sie nur halb so weit gekommen waren, als sie gemeint hatten.

Sie mußten nun wieder südwärts steuern, und anstatt in ein wärmeres Klima zu kommen, wieder dem Kampfe mit den fürchterlichen Stürmen sich aussetzen, die auch den Unerschrockensten mit Furcht und Schrecken erfüllt hatten. Indessen wurden viele krank und starben. Drey Tage nach Entdeckung des Landes war der Severn und die Perle nicht mehr zu sehen, und da ihnen diese Schiffe auch nicht wieder zu Gesicht gekommen sind, so ist es wahrscheinlich, daß sie des Nachts an der Küste gestrandet waren.

In trauriger Stimmung segelten sie südwestwärts, und hatten so gutes Wetter, als sie nur erwarten konnten, doch den 24sten April erhob sich wieder ein ordentlicher Sturm, und es trennten sich von Neuem vier Schiffe von der Escadre, die auch der Commodore nicht eher als bey Juan Fernandez wieder zu sehen bekam. Bey diesem Sturme war auf dem Centurio das Segelwerk zerrissen und das meiste Takelwerk zerbrochen.

Daß die Escadre so gänzlich, und fast zu einer und derselben Zeit zerstreut wurde, war um so wunderbarer, da sie sich sieben Wochen lang

bey

bey allen Stürmen dieser gefahrvollen Gegend beysammen erhalten hatte. Die Mannschaft auf dem Centurio glaubte nun, daß ihre Reise schneller vor sich gehen würde, da sie nun nicht mehr durch die Unglücksfälle der andern Schiffe aufgehalten wurden; doch auf der andern Seite wußten sie auch, daß sie großen Gefahren ausgesetzt waren, ohne von andern Hülfe erwarten zu können; und in dem Falle, daß sie an das Ufer getrieben würden, hatten sie keine andere Aussicht, als ihr Leben auf einer öden Küste zu endigen.

Der Scorbut, der schon seit geraumer Zeit eingerissen war, stieg nun auf eine so schreckliche Höhe, daß er in dem Monathe April nicht weniger als 43 Mann von dem Schiffsvolke des Centurio, und in dem folgenden Monathe noch einmahl so viel aufrieb. Die zahlreichen Formen, unter denen diese Krankheit den menschlichen Körper angreift, und eben so erstaunlich als unbeschreiblich; und schwerlich hat dieß je ein Seefahrer in höherem Grade erfahren, als Anson. Die gewöhnlichsten Symptome waren große, mißfarbige Flecke über den ganzen Körper, geschwollne Glieder, stinkendes Zahnfleisch, außerordentliche Kraftlosigkeit und eine Niedergeschlagenheit, die jede aufkeimende Hoffnung unterdrückt und dadurch die Krankheit um vieles verschlimmert.

Oft entstand daraus auch Gelbsucht, Seitenstechen, rheomatische Schmerzen und Faulfieber; doch, was das wunderbarste ist, Wunden, die seit mehrern Jahren schon geheilt waren, brachen von Neuem auf, und der Callus, der sich an gebrochenen Knochen vor geraumer Zeit schon gebildet hatte, ging aus einander, und es war so

gut, als ob der Bruch noch gar nicht geheilt gewesen wäre.

Den 8ten May kam der Centurio auf der Insel Socoro, dem ersten bestimmten Sammelplatze für die Escadre an. Sie kreuzten hier einige Tage unter ungeheuren Regengüssen herum und bey einem Ungewitter schlug der Blitz in das Verdeck, und verwundete einige von den Officiers und von der Mannschaft.

Es ist zu peinlich für menschliches Gefühl, die Unglücksfälle alle einzeln durchzugehn, welche diese unglücklichen Menschen hier ausstehen mußten. Ihre Noth schien bis zum 22sten May immer zuzunehmen, wo die Wuth aller Stürme zusammen, die sie bisher ausgestanden hatten, sich zu vereinigen, und zu ihrer Vernichtung sich verschworen zu haben schien. Nun waren fast alle Segel des Centurio zerrissen, und das ganze Takelwerk zersplittert; und jetzt gab ihm eine ungeheure Welle noch einen solchen Stoß, daß Ballast und alle Vorräthe auf die eine Seite des Schiffes sanken.

Durch diesen fürchterlichen Schlag kam die Mannschaft in die größte Bestürzung, und konnte nichts als den unmittelbaren Untergang erwarten; da sich aber zum Glück der Wind legte, so konnten sie das Gleichgewicht auf dem Schiffe wieder herstellen, und während dieß geschah, wurden sie an das Ufer der Insel Chiloe getrieben. Die Vorsehung rettete sie auch hier, und sie kamen wieder in tiefes Wasser, da Alles, was Hände hatte, half, und selbst der Schiffsprediger das Steuerruder regieren half.

Dieß war nun der letzte Sturm, den sie in dieser Gegend auszustehen hatten. Da sie noch

vierzehn Tage in der Gegend herum gekreuzt waren, ohne ein anderes Schiff ansichtig zu werden, so ging der Centurio nach Juan Fernandez, welches das einzige Mittel war, um den Rest der Mannschaft vom Tode zu retten. In dieser Periode starben gewöhnlich vier bis fünf Mann den Tag über.

Als sie schon gerade der Insel gegenüber waren, glaubten sie unglücklicherweise, daß sie nach einer andern Richtung zu liegen müsse; und so fest auch der Commodore überzeugt war, daß er sie vor sich sehe, so hielten sie doch die Officiere für eine Wolke, und überredeten ihn, von da aus gerade östwärts zu steuern. So kamen sie denn nach zwey Tagen an das feste Land von Chili, und fanden zu ihrem großen Verdrusse, daß sie dicht an der Insel unnöthigerweise eine andere Richtung genommen hatten.

Dieser neue Unfall bewirkte allgemeine Niedergeschlagenheit und erhöhte die Bösartigkeit der Krankheit. Der Fehler ließ sich auch so geschwind nicht wieder verbessern, denn die Winde waren nun sehr ungünstig geworden, um die vorige Stellung wieder einnehmen zu können. Neun Tage brachten sie damit zu, und als sie die erwünschte Insel Juan Fernandez erblickten, konnten in jeder Nachtwache nicht mehr als zehn Mann noch ihre Schuldigkeit thun. Siebzig bis achtzig Mann starben als Opfer dieser unnöthigen Verzögerung, und doch wird aus dem Folgenden erhellen, daß dieß gerade noch das Mittel war, wodurch die übrigen Lebenden gerettet wurden. So wenig weiß der Mensch, was ihm am Ende gut ist, und so gütig ist die Vorsehung daß sie ihm oft das verweigert, was er so ängstlich wünscht,

und was ihm doch zu seinem Verderben gereichen würde.

Man kann sich leicht denken, daß die Erblickung des Landes auch die gefährlichsten Kranken von Neuem belebte; und doch waren Alle so schwach, daß man nur mit der größten Anstrengung das Schiff vor Anker bringen konnte. Vor drey Monathen hatte der Centurio vier bis fünfhundert Mann gesunde und kräftige Leute gehabt, und jetzt waren davon kaum noch so viel übrig, als zur Bemannung des Schiffes nöthig war. Indessen hat das Unglück dieser Unternehmung die kommenden Seefahrer auf den Gedanken gebracht, eine günstigere Jahrszeit zu dieser gefährlichen Farth zu wählen, und so schöpft die Nachkommenschaft aus Ansons Erfahrungen Nutzen.

Als die unglücklichen Opfer der Krankheit das reine Wasser und die frischen Gemüse erblickten, wornach sie schmachteten, so geriethen sie vor Freude außer sich. Der Geschichtschreiber dieser Reise sagt: „nur wer lange Zeit gedurstet hat, und sich an die Begierde und die Unruhe erinnert, die in einer solchen Periode die bloße Vorstellung von Bächen und Quellen hervorbringt, nur der kann sich unser Entzücken vorstellen, als wir einen mächtigen Strom des klarsten Wassers nahe am Schiffe einen hundert Fuß hohen Felsen herabstürzen sahen."

Ein Lieutenant wurde sogleich mit den Cutter abgeschickt, um die beste Bucht zu entdecken, und in kurzem kam er mit einer Ladung Meerschweine und Gras wieder. Selbst Gras wurde jetzt für eine Delicatesse gehalten, und mit großem Appetite gespeist.

Der Centurio war nicht lange vor Anker gebracht worden, so erschien ein Segel, und zwar

der Versuch. Der Commodore schickte ihm sogleich einige Leute zu, um ihm ankern zu helfen, und der Capitain meldete ihm, daß er von seiner kleinen Besatzung 34 Mann verloren habe, und daß nur er selbst, sein Lieutenant und drey bis vier Mann noch im Stande wären, die Segel zu dirigiren.

Anson richtete nun sein Augenmerk hauptsächlich darauf, an dem Ufer Zelte zur Aufnahme der Kranken errichten zu lassen. Es dauerte indeß doch einige Tage, ehe sie damit zu Stande kamen; dann landeten 160 Personen, und 12 bis 14 starben noch in den Booten, ehe sie das Ufer erreichen konnten.

Es dauerte noch beynahe drey Wochen, ehe die Sterblichkeit sich verminderte; in den ersten zehn bis zwölf Tagen begruben sie gewöhnlich jeden Tag nicht weniger als sechs, und die am Leben blieben, genasen nur äußerst langsam.

Die Insel Juan Fernandez ist in den frühern Reisen schon öfters erwähnt worden, so daß wir ihre Beschreibung nicht zu wiederhohlen brauchen. Der Commodore war vorzüglich darauf bedacht, die Küsten und Rheden daselbst für künftige Seefahrer aufzuzeichnen, und so wenig unterhaltend auch diese Beobachtungen sind, so beweisen sie doch viel Beobachtungsgeist und ein löbliches Streben, nützlich zu werden.

Die Ziegen, mit denen die Insel vormahls so reichlich versehen war, waren durch ein Rudel Hunde ziemlich ausgerottet worden, welche die Spanier mit Fleiß hier losgelassen hatten, um den Seeräubern die Nahrung abzuschneiden, die sie auf dieser Insel zu finden gewohnt waren. Unter denen die noch da waren, fanden sie aber

einige mit geschlitzten Ohren, also welche von denen, die vormahls Selkirk gefangen hatte *)

Da die Schiffer täglich selten mehr als eine Ziege erlegen konnten, und doch der Fische überdrüßig wurden, so fingen sie am Ende an, Meerschweine zu essen, und fanden zuletzt so viel Geschmack daran, daß sie sie ihr Lammfleisch nannten.

Außerdem daß diese Thiere in großer Zahl hier zu finden waren, hatten die Ufer der Insel auch einen Ueberfluß an einem andern Amphibium, nähmlich dem Seelöwen, den man als Rindfleisch speiste. Diese Thiere haben, wenn sie ausgewachsen sind, eine Länge von zwölf bis zwanzig Fuß, und einen Umfang von acht bis funfzig Fuß; und dabey sind sie außerordentlich fett. Sie sind lichtbraun und haben schwarze Füße und Schwanz. Die Männchen haben einen breiten Rüssel, der sechs Zoll an der untern Kinnlade herunter hängt; bey den Weibchen findet sich dieser Theil nicht.

Der größte Seelöwe führte die Heerde an, und hatte zu seinem eigenen Gebrauche eine Menge Weibchen, von denen er alle Nebenbuhler abhielt; die Schiffer nannten ihn deßhalb den Pascha. Den Sommer über hielten sie sich im Meere auf; doch mit einbrechendem Winter kamen sie an das Ufer, wo sie sich begatteten und Junge warfen.

Da sie ein sehr schläferiges Temperament haben, so stellt jede Heerde einige Männchen als Schildwachen aus, die allemahl ein Geschrey erheben, wenn jemand sie angreifen oder sonst beunruhigen will. Auch unter einander haben sie oft blutige Kämpfe, besonders wegen der Weibchen.

*) Man sehe die Reise des Capitain Woodes Rogers, im fünften Bande dieses Magazins.

Sie lassen sich leicht tödten, da ihr Gang äußerst schwerfällig ist; sie können aber auch den Menschen vielen Schaden thun. Ein Schiffer, der ohne auf seiner Huth zu seyn, ein Junges entführen wollte, wurde von dem Weibchen, dem dasselbe zugehörte, gepackt, und bekam so eine tiefe Kopfwunde, daß er aller ärzlichen Hülfe ungeachtet, in wenigen Tagen starb.

Die angenehmste Nahrung, die unsere Seefahrer hier fanden, waren Fische, deren es in der Bay eine außerordentliche Menge gab, unter andern Schellfische, Meeraale von einer eigenen Art, Bärse ꝛc. Man fand Krebse von acht bis neun Pfund, die von einem trefflichen Geschmacke und sehr nahrhaft waren.

Da nach einiger Zeit noch immer kein Schiff weiter sich wollte sehn lassen, so fing der Commodore an, zu verzweifeln, ob er je eines derselben wieder sehen würde. Aber den 26sten Juny erblickte er den Glouceſter, und da er nicht zweifeln konnte, daß er in einer sehr schlimmen Lage seyn würde, so wurde ein Boot mit Erfrischungen beladen, ihm sogleich zu Hülfe geschickt. Und in der That war auch das Schiffsvolk in den traurigsten Umständen, die man sich denken kann. Schon zwey Drittheil der Mannschaft hatten sie in den Wellen begraben, und kaum konnte ein einziger Mann, selbst Officiers und Beamte nicht ausgenommen, seine Arbeit gehörig verrichten. Ihr Wasservorrath, der schon lange knapp gewesen war, war fast gänzlich erschöpft, und sie waren mit einem Worte in der schrecklichsten Verfassung.

Capitain Mitchill war genöthigt, die Mannschaft des Bootes bey sich zu behalten, weil es

seinen Leuten an Kräften fehlte das Schiff zu führen; und demungeachtet konnten sie in Zeit von 14 Tagen noch nicht auf die Rhede kommen. Den 9ten July segelten sie ostwärts, und der Commodore vermuthete, daß sie an der Südseite der Insel vor Anker gehen wollten; doch als schon beynahe acht Tage vorbey waren, und sie immer noch nicht kamen, so fürchtete er das Schlimmste für sie. Den 16ten sah man sie wieder Nothsignale geben, und nun wurde ihnen sogleich das lange Boot mit Wasser und Erfrischungen zugeschickt, mit dem bestimmten Befehle, sogleich wieder an das Land zurück zu kehren. Da aber das Wetter stürmisch war, so erblickte man sie erst nach drey Tagen wieder, wo sie von dem Cutter nur mit Mühe in den Hafen gezogen werden konnten.

Der Commodore erhielt nun die traurige Nachricht, daß am Bord des Glouceſter kaum noch ein einziger Gesunder sey, die paar Leute ausgenommen, die ihm von der Insel aus im Boote waren zugeschickt worden, und daß die Sterblichkeit außerordentlich groß sey.

Das Unglück war um so größer, da es schien als ob ihm nicht abgeholfen werden könnte; denn das Schiff hatte nun schon einen Monath lang versucht, in die Bay einzulaufen, und war immer noch nicht weiter gekommen, als es den ersten Tag war, und das Volk war der Verzweiflung nahe. Doch an denselben Tage wurde ihre Lage schlimmer als je, denn nachdem es die letzte Zufuhr von Erfrischungen erhalten hatte, war es auf einmahl wieder verschwunden. So waren diese armen Menschen in dem elenden Schiffe nur wenige Seemeilen von dem Orte entfernt, der ihnen

Sicherheit und Ueberfluß gewähren konnte, ohne daß sie im Stande waren, ihn zu erreichen.

Endlich erschien das Schiff den 23sten July wieder mit vollen Segeln an dem nordwestlichen Ende der Bay, und da der Commodore sogleich alle Boote auslaufen ließ, um ihm zu Hülfe zu kommen, so wurde es binnen einer Stunde bey dem Centurio glücklich vor Anker gebracht.

Die Mannschaft war bis auf 80 geschmolzen, und von diesen war der größte Theil in einem bedauernswürdigen Zustande. Indessen wurden sie, da man ihnen mehr Hülfe leisten konnte, in viel kürzerer Zeit vollkommen wieder hergestellt, als die Leute vom Centurio.

Nachdem die Kranken besorgt waren, wendete der Commodore seine Aufmerksamkeit darauf, daß Wasser eingenommen und das Schiff gereinigt wurde, weil er glaubte, nicht mehr lange an der Insel verweilen zu können; denn bey der Landung hatte er Spuren bemerkt, daß vor kurzem Spanier da gewesen waren, und er mußte befürchten, daß sie nächstens wieder kommen würden. Und da die Spanier hauptsächlich darauf ausgingen, der englischen Escadre aufzulauern, so war es in der That auch sehr wahrscheinlich, daß sie fleißig an diese Insel kommen würden, wo sie die Engländer am ersten vermuthen konnten. Alles was zur baldigen Abreise erforderlich war, wurde nun besorgt, und vor der Ankunft des Glouceſter hatten sie schon bedeutende Fortschritte in diesem Geschäfte gemacht.

Capitain Mitchell berichtete dem Commodore, daß er bey seiner letzten Abwesenheit auf Masa Fuero, eine kleine Insel, ungefähr zwey und zwanzig Seemeilen von Juan Fernandez getrieben worden sey, daß er daselbst Wasser gesehen, wegen einer

starken Brandung aber sich keines habe verschaffen können; übrigens sey diese Insel, die man immer als ganz unfruchtbar geschildert habe, mit Bäumen und Grasplätzen bedeckt, und gebe daher wahrscheinlich einen guten Ankerplatz.

Diese Beschreibung gab zu der Vermuthung Anlaß, daß einige der verloren gegangenen Schiffe auf diese Insel gestoßen seyn, und sie aus Irrthum für den wahren Sammelplatz gehalten haben könnten. Um hierüber zur Gewißheit zu kommen, wurde der Versuch abgeschickt, es zu untersuchen.

Den 16ten August kam die Pinke Anna, das Proviantschiff, das man schon für ganz verloren gehalten hatte, an. Dieß brachte allgemeine Freude hervor, und jeder Schiffsgenosse bekam sogleich eine volle Portion Brod, welches seit einiger Zeit nicht mehr ausgetheilt worden war, weil man gefürchtet hatte, keinen neuen Zuschuß davon zu bekommen.

Man sah es der Anna an, daß sie schon eine Zeit lang im Hafen gewesen war, denn ihre Mannschaft hatte wenig Spuren von Schwäche oder Krankheit. Den 16ten May war sie unter 45 Grad 15 Minuten südlicher Breite auf Land gestoßen, und wenig Stunden darauf bey der Insel Jnchin vor Anker gegangen. Da sie indeß noch fortgetrieben worden war, und längs der Küste keine Bay gesehen hatte, so hatte sie mit jedem Augenblicke erwartet, an die Felsen, welche die Insel begrenzen, geworfen zu werden. Gerade da die Schiffsleute von dieser Furcht am meisten geängstigt wurden, bemerkten sie eine schmale Oeffnung im Lande, und und als sie hier einliefen, fanden sie, daß es ein Kanal zwischen der Insel und dem festen Lande sey,

wo sie in Sicherheit vor Anker gehn, und sich von ihrem Schrecken erhohlen konnten.

Die frischen Lebensmittel, die sie hier in der Nähe fanden, stellten im kurzen die Gesundheit der Mannschaft wieder her, die ebenfalls mit dem Scorbut befallen worden war. Delicatessen konnten sie hier freylich nicht erwarten. Ihr Gemüse bestand in den Spitzen von Nesseln und Sellerie; Gänse, Seeraben und Pinguins gab es vollauf, und das Meer lieferte Muscheln und Austern im Uiberflusse. Ob schon es Winterzeit war, so verloren doch die Bäume ihr Laub nicht, und das Klima war keines weges so unfreundlich, als die spanischen Reisebeschreiber es geschildert hatten.

Die Küste scheint wenig bewohnt zu seyn. Während der Zeit, daß die Anna hier lag, sahen sie nur eine indianische Familie, die aus einem Manne, seinem Weibe und zwey Kindern bestand. Diese Leute behielt man an Bord, damit sie das Schiff den Spaniern nicht verrathen sollten, doch machte man ihnen ihre Lage so erträglich als möglich, und das abgerechnet, daß sie ihre Freyheit nicht hatten, befanden sie sich vielleicht besser als zuvor jemahls in ihrem Leben. Indessen die Liebe zur Freyheit, die dem Menschen so natürlich ist, hieß sie die Flucht nehmen, die ihnen auch, von einer finstern Nacht begünstigt, gelang. Es schienen gute Leute zu seyn, und die Art, wie sie die Wachsamkeit der Hüter überlisteten, beweist, daß sie nicht dumm waren.

Nachdem die Mannschaft der Anna sich vollkommen erhohlt hatte, nahm sie Wasser und Holz ein, und segelte nun auf den Sammelplatz Juan Fernandez los, wo sie auch, wie schon erzählt worden, wohlbehalten ankam. Nun fehlten nur

noch drey Schiffe, der Severn, die Perle und die Wette. Die zwey erstern waren nach Brasilien zurück getrieben worden, und das letztere war, wie sich in der Folge fand, so unglücklich gewesen, zu scheitern, und die Leute, die dabey mit dem Leben davon kamen, mußten außerordentliche Unfälle und Abentheuer bestehen *). Die Küste, wo die Wette verloren ging, war, wie es schien, nicht weiter als dreyßig Seemeilen von dem Platze entfernt, wo die Pinke Anna vor Anker lag. Hätte man diesen Umstand gewußt, wie viel Unglück hätte man sich nicht erspart! Man erfuhr am Ende sogar, daß die armen Schiffbrüchigen von der Wette die Abendkanone, welche die Anna abfeuerte, hörten.

Wir haben schon erwähnt, daß die Schaluppe, der Versuch nach der Insel Masa Fuero, auch klein Juan Fernandez genannt, abgeschickt worden war, um sich nach den verlornen Schiffen umzusehen; doch sie lief bald wieder ein ohne etwas entdeckt zu haben. Binnen der Zeit war auch die Pinke Anna angelangt. Als man dieses Schiff umlud, fand man, daß der Proviant größtentheils von dem Seewasser verdorben, und das Schiff zu fernerem Dienste unbrauchbar war. Die Mannschaft wurde also an Bord des Glouceſter genommen. Doch die gesammte Mannschaft auf allen drey Schiffen zusammen, langte nicht zu, den einzigen Centurio so zu bemannen, wie es sich eigentlich gehörte.

Als die Zeit heranrückte, die zu Beschiffung dieser Meere am günstigsten ist, so that man alles mögliche, um die Schiffe vollends in Stand zu

*) Dieß wird weiter unten in der Erzählung von Byrons Reisen vorkommen.

bringen. Den 8ten September bemerkten sie ein Segel, welches auf die Insel zusteuerte, und sie glaubten anfänglich, daß es eins der verlornen Schiffe sey; doch als sie es späterhin seinen Lauf gegen Osten nehmen sahen, so merkten sie, daß es Spanier waren. Der Centurio lief sogleich aus, um darauf Jagd zu machen, doch am folgenden Morgen konnte man es vom Mastkorbe aus nicht mehr entdecken. Indessen bekamen sie den 12ten September ein anderes Schiff zu sehen, welches sich, nachdem es die erste Ladung bekommen hatte, ergab. Es war die Nuestra Sennora del Monte Carmelo mit Zucker, Tuch, Kattun und Tobak beladen; außerdem führte es etliches Silbergeräthe und eine beträchtliche Menge Geld in Thalern.

Nach den Briefen, die man am Bord des Schiffes fand, und nach den mündlichen Nachrichten, welche die Gefangenen ertheilten, hatte der Commodore die Stärke und die Bestimmung von Admiral Pizarro's Escadre richtig vermuthet, und was auch Ansons Schiffe für Ungemach ausgestanden hatten, so war Pizarro's Schicksal nicht besser gewesen.

Den 25ten September sah der Centurio in Osten zwey Segel, er machte darauf Jagd und kam dem einen so nahe, daß er schon darauf Feuer geben wollte, als Anson aus Vorsicht dem Schiffe auf spanisch zurufen ließ. Der Lieutenant des Versuches antwortete darauf auf englisch, und erzählte dem Capitain, das Schiff, auf dem er sich befinde, sey eine Prise, die er mit dem Versuch vor einigen Tagen genommen habe, sie sey von 600 Tonnen, und ungefähr eben so geladen, wie der Carmelo.

Der Versuch hatte nach dieser Eroberung jetzt

das Unglück, daß ihm der Hauptmast brach, und war außerdem noch übel zugerichtet. Dieß war um so unglücklicher, da der Wind gerade so stark wehete, daß man ihm mit keinem Boote zu Hülfe kommen konnte. Indeß legte der Commodore doch 48 Stunden bey, um sobald es das Wetter erlaubte, dem Schiffe zu helfen.

Als eine Windstille eintrat, kam der Capitain des Versuchs den 27ten bey dem Commodore an Bord, da es schien, als ob das Schiff unter den gegenwärtigen Umständen sich nicht mehr repariren ließe. Man besetzte demnach die spanische Prise mit der Mannschaft des Versuches, brachte die Vorräthe und was sonst Werth hatte, auf die erstre und versenkte darauf den letztern. Dieses neue Schiff, das nun mit zur Escadre gehörte, wurde die Prise des Versuchs genannt.

Nachdem der Commodore seinen Schiffen Ordre zum Kreuzen gegeben hatte, nahm er seine Stellung bey Valparaiso; nachdem er aber einige Zeit hier gewartet hatte, ohne eins der verlornen Schiffe zu erblicken, beschloß er zum Capitain Mitchell bey Paita zu stoßen, um mit vereinigten Kräften gegen die Schiffe agiren zu können, die in Callao wahrscheinlich gegen ihn ausgerüstet würden.

Als er in dieser Absicht nordwärts steuerte, bekam er den 5ten November das Gebirge von Barranca zu sehn, und hatte bald darauf das Vergnügen, die Santa Teresa de Jesus, ein Schiff von 300 Tonnen von Guiaquil nach Callao geladen, zu nehmen. Seine Ladung war für die Engländer von keinem großen Werthe; und da die Spanier strengen Befehl hatten, niemahls ihre gefangenen Schiffe zu ranzioniren, und doch viele Artikel für die Eroberer ohne Nutzen waren, so

hatte dieß keinen andern Vortheil für sie, als daß der Feind Schaden gelitten hatte.

Außer der Mannschaft waren noch zehn Passagiers am Bord der neuen Prise, unter denen eine Mutter mit ihren zwey Töchtern sich befand, von denen die ältere zwanzig und die jüngere vierzehn Jahre alt war. Diese Frauenzimmer waren vor Schrecken ganz außer sich, daß sie in die Hände der Engländer gefallen waren, denn nach der gewöhnlichen Politik der Spanier hatte man ihnen diese Nation als die brutalesten Menschen und als die größten Barbaren geschildert. Die Frevel der Seeräuber hatten wahrscheinlich diesen Eingebungen ihrer Priester noch mehr Gewicht gegeben; und nur mit Mühe konnte man es dahin bringen, daß die armen Frauen nur etwas Vertrauen auf die Versicherung einer gütigen und anständigen Behandlung, die man ihnen gab, setzten. Die ungemeine Schönheit der jüngern erhöhte ihre Furcht; anfangs versteckten sie sich und ließen sich nur mit Mühe überreden, an das Tageslicht zu kommen; da aber der Commodore befohlen hatte, daß man ihnen ihre bisherigen Zimmer unverändert lassen, und daß der spanische Steuermann ihr Beschützer seyn sollte, so erhohlten sie sich nach und nach von ihrem Schrecken, und schienen gegen diese mitleidige und anständige Behandlung lebhafte Dankbarkeit zu fühlen.

Als der Commodore nun wieder zu seinen Gefährten gestoßen war, so segelten sie zusammen gegen Norden, indem sie sich so ausbreiteten, daß ihnen ein feindliches Schiff schwerlich entgehen konnte. Einige Tage lang begegnete ihnen aber keins. Als sie nun ungefähr unter den 8ten Grad südlicher Breite gekommen waren, so wurden sie von

einer großen Menge fliegender Fische begleitet, dergleichen sie zuletzt an der Küste von Brasilien gesehen hatten; daraus schien zu folgen, daß diese Fische auf der Ostseite von Südamerika unter einer höhern Breite vorkommen, als auf der Westseite, welches unstreitig von dem verschiedenen Grade der Wärme herrührt. Denn überhaupt hängt die Hitze einer Gegend mehr von andern örtlichen Umständen, als von der Entfernung vom Aequator ab. So bemerkte Anson, daß die Küste von Brasilien äußerst schwül ist, indeß die Küste an der Südsee in derselben Breite so temperirt ist, als vielleicht irgend ein andres Land des Erdkreises.

An der Küste von Peru, selbst unter der Linie wirken alle Umstände zusammen, um die Luft und den Sonnenschein so wohlthätig zu machen, als sie es wirklich sind. In diesem trefflichen Klima sengt die Sonne nicht, und eben so wenig fällt jemahls Regen. Die Sonne scheint selten ganz hell, sondern es ist meistens ein lieblich grauer Himmel, welcher gerade die Gluth der perpendikularen Sonnenstrahlen mildert, ohne eine melancholische Düsternheit zu bewirken.

Ohne Zweifel rührt das glückliche Loos dieses Landes besonders von der Nachbarschaft der Andes her, welche die östlichen Winde abhalten, und indem sie auf ihren Gipfeln mit ewigem Schnee bedeckt sind, einen Theil der Atmosphäre immer kühl erhalten. Indem diese Gebirge die Wirkungen ihrer Eiskruste über die benachbarte Küste und See von Peru erstrecken, werden sie unstreitig die Ursache der glücklichen, gleichförmigen Temperatur, welche hier herrscht, und die man in denjenigen Gegenden nicht findet, wo die Kettenreihe des Gebirges unterbrochen ist.

Den 10ten November erblickte der Commodore bey Lobos ein Segel und schickte den Lieutenant Brett aus, um es anzugreifen. Es strich nach dem ersten Schuße die Segel und gab sich zu erkennen, als die Nuestra Sennora del Carmin, die mit Stahl, Eisen, Pfeffer, Zimmt und andern kostbaren Waaren beladen war, die an Werth über 400,000 Thaler betrugen.

Von den Passagiers am Bord dieses Schiffes erfuhr der Lieutenant Brett eine wichtige Nachricht, nach der es wahrscheinlich war, daß der Glouceſter vor einigen Tagen ein Schiff nach Paita gejagt, und dadurch die Küſte in Alarm gebracht hatte; demzufolge wären viele Schätze nach einem tiefer im Lande liegenden Platze, Nahmens Piura, geschafft worden, aber eine beträchtliche Menge Geld sey noch in dem Zollhause zu Paita geblieben, welches wahrscheinlich in kurzem eingeschifft und abgesendet werden würde.

Da der Commodore nun sah, daß er entdeckt sey, so fand er, daß er nun mit der Hoffnung eines guten Erfolgs nicht mehr hier herum kreuzen könne; und beschloß daher, Paita noch dieselbe Nacht zu überrumpeln.

Bey genauer Erkundigung nach der Stärke des Platzes, erfuhr er, daß er keinen andern Schutz habe, als ein Fort; daß die Garniſon nur aus einer Compagnie beſtehe und daß die Stadt nicht mehr, als 300 Mann bewaffnen könne. Um gegen dieſe Macht zu agiren, ſuchte er 58 Mann aus, und ließ ſie mit Gewehr und Munition gut verſehen; er ließ ſie auf die Boote an Bord gehen, und die Expedition von dem Lieutenant Brett commandiren. Zwey ſpaniſche Piloten wurden ihnen beygeſellt, um ſie an den beſten Landungsplatz zu

führen, und ihnen am Ufer den Weg zu weisen; und um die Treue dieser Führer zu sichern, wurde den Gefangenen angekündigt, daß sie bey glücklichem Ausgange der Expedition alle in Freyheit gesetzt werden sollten; und den Piloten wurde angedeutet, daß man, im Fall sie sich einer Verrätherey schuldig machten, sie sogleich niederschießen, und ihre Landsleute als Gefangene mit nach England nehmen würde.

Nachdem diese Anstalten getroffen waren, gingen die Boote ab, und kamen in die Mündung der Bay, ohne bemerkt zu werden; doch einige Leute an Bord eines Schiffes, das hier vor Anker lag, machten in der Stadt Lärmen, und in kurzem war alles daselbst in Aufruhr.

Brett munterte seine Mannschaft auf, tapfer zu fechten, und dem Feinde so wenig als möglich Zeit zu lassen, um sich zur Gegenwehr vorzubereiten; doch ehe sie das Ufer erreichen konnten, war schon eine Kanone gegen den Landungsplatz gerichtet, die aber keinen Schaden that. Ehe eine zweyte Kanone gegen sie abgefeuert werden konnte, waren sie bereits glücklich gelandet, und nachdem sie von den Piloten in eine enge Straße geführt worden waren, wo sie gegen das Feuern vom Fort in Sicherheit sich befanden, so stellten sie sich, so gut es möglich war, und marschirten nun auf den Platz los, wo das Haus des Gouverneurs und das Fort lagen. Das Geschrey der Seefahrer, das Gewirbel der Trommeln, die Finsterniß der Nacht alles machte den Feind glauben, daß eine ungleich größere Macht im Anzuge sey, und ließ ihn mehr auf die Flucht als auf Gegenwehr bedacht seyn. Indessen hatten sich die Kaufleute, denen das Geld in der Stadt zugehörte, mit ihren Leuten an

dem Hause des Gouverneurs in Ordnung gestellt, und feuerten, verließen jedoch bald ihren Posten.

Da die Sache so gut ging, theilte der Lieutenant seine Leute in zwey Haufen, wovon der eine den Gouverneur gefangen nehmen, der andere gegen das Fort marschiren sollte. Das Fort nahmen sie zu ihrem großen Erstaunen und Vergnügen ohne allen Widerstand ein, und eine Viertelstunde nach der Landung waren sie schon im Besitze des ganzen Platzes, und hatten nicht mehr als einen Todten und zwey Verwundete.

An dem Fort und an dem Hause des Gouverneurs wurden nun Posten, und bey den verschiedenen Zugängen zur Stadt Schildwachen ausgestellt, beydes, um nicht überfallen und eingeschlossen zu werden. Der Gouverneur war halb nackt mit den übrigen Leuten entflohen, und hatte seine Gemahlinn, eine junge Dame von ungefähr siebzehn Jahren, mit der er erst seit wenigen Tagen verheirathet war, im Stiche gelassen. Die wenigen Einwohner, die in der Stadt geblieben waren, wurden in eine Kirche geschickt, und daselbst bewacht, ausgenommen einige Neger, die das Geld aus dem Zollhause in das Fort schaffen mußten.

Während nun eine Partie Engländer die ganze Nacht beschäftigt waren, das Geraubte in Sicherheit zu bringen, so konnte es nicht verhindert werden, daß sie mit unter in die Häuser gingen, die an ihrem Wege lagen, und da die meisten Einwohner nackt geflogen waren, so konnten sie sich leicht mit prächtigen spanischen Kleidern versehn, die gegen die schmutzigen Jacken, die sie darunter anhatten, lustig genug abstachen. Einige hatten selbst Röcke und Mäntel von Frauen umgenommen, und

diese Kleidungsstücke schienen wegen ihrer Feinheit eben so viel Liebhaber zu haben, als die männlichen. Kurz Brett konnte kaum seine eigenen Leute erkennen, so sehr hatten sie sich metamorphosirt.

Als der Morgen anbrach, kamen die Schiffe mit einem günstigen Winde bey Paita an, und hatten das Vergnügen, die englische Flagge auf dem Fort wehen zu sehn. Es wurde nun sogleich ein Theil des Geldes an Bord des Centurio gebracht, und so viel als möglich geeilt, um auch das Uebrige in Sicherheit zu bringen. Indessen sammelte sich der Feind von allen Seiten auf einem Hügel hinter der Stadt, und unter andern auch 200 Mann wie es schien gut bewaffnete Reuterey. Sie paradirten sehr stolz herum, und suchten alle Kunstgriffe hervor, um die Engländer in Schrecken zu setzen, und dadurch zu bestimmen, daß sie zu Schiffe gingen, ohne ihren Raub vollends in Sicherheit zu bringen. Indessen fuhren diese sehr emsig damit fort, und beobachteten bey einbrechender Nacht alle Vorsicht, um einen Ueberfall zu verhüten. Man sah nun ein, welch ein bedeutender Vortheil es gewesen wäre, wenn man den Gouverneur gefangen genommen hätte. Viele Waarenlager waren mit großen Schätzen gefüllt, die man nicht alle an Bord nehmen konnte. Man schickte Boten an den Gouverneur, und ließ ihm die Uebergabe der Stadt gegen ein Lösegeld in sehr gemäßigten Ausdrücken anbiethen; allein er war so übermüthig, daß er gar nicht einmahl darauf antwortete.

In der dritten Nacht, seitdem die Engländer den Platz inne hatten, wurde ihnen gesteckt, daß die Spanier jetzt eine ansehnliche Macht zusammen

gezogen hätten, und sich zu einem Sturme rüsteten; da aber die Feinde sahen, wie vorsichtig und wachsam man war, um ihr Vorhaben zu vereiteln, so gaben sie ihren Entschluß auf, und die Nacht ging ruhig vorüber.

Da nun das Geld alle an Bord gebracht war, so hatte man den dritten Morgen nur noch einige von den kostbarsten Effecten dahin zu schaffen, und da der Commodore Nachmittags absegeln wollte, ließ er die spanischen Gefangenen, 88 an der Zahl, immer ans Land setzen. Lieutenant Brett bekam zu gleicher Zeit Befehl, die ganze Stadt, ausgenommen die Kirchen, in Brand zu stecken, und er vollzog diesen Auftrag so schnell, daß in kurzem alles Eine Flamme war.

Als die Spanier sahen, daß die Engländer retirirten, thaten sie, als wollten sie sie verfolgen; doch kaum ließ Lieutenant Brett ein kleines Häufchen Halt machen, und gegen sie aufmarschiren, so kehrten sie wieder um.

Da das Detaschement wohlbehalten an Bord gekommen war, so ließ der Commodore sogleich absegeln. — In der Bay fand er sechs feindliche Schiffe vor Anker liegen, und da eins derselben ein guter Segler war, so nahm er es mit, die übrigen fünf ließ er versenken. Das Commando über dieß neue Schiff gab er dem Lieutenant des Versuchs, Hughes. So bestand nun die Escadre wieder aus sechs Segeln, wie sie von England ausgelaufen war.

Paita, welches so oft schon geplündert worden ist, liegt in einer unfruchtbaren Gegend, 5 Grad, 12 Minuten südlicher Breite, und ist besonders seines Hafens wegen wichtig, den man für den besten an dieser Küste hält, und der sonst

von Schiffen, die von Norden her kamen, häufig besucht wurde. Die Stadt hat nicht mehr als 200 Häuser, und diese sind fast alle aus Rohr und Leimen gebaut, und mit Stroh gedeckt.

Der Verlust, den die Spanier durch Zerstörung dieses Platzes erlitten, war sehr beträchtlich; alles was Werth hatte, und nicht zuvor fortgeschaft worden war, verloren sie. Das verarbeitete und gemünzte Silber betrug auf 30,000 Pf. Sterling, und außerdem waren noch Ringe, Geschmeide und Juwelen von unschätzbarem Werthe da. Die Beute, welche die Eroberer machten, war also sehr bedeutend, und im Ganzen genommen, ihre wichtigste Acquisition.

Wir haben schon erwähnt, daß alle Gefangene bey Paita in Freyheit gesetzt wurden; unter ihnen befanden sich auch Personen von Range, besonders der Sohn des Vicepräsidenten des Senats in Chili, ein junger Mann von ohngefähr 17 Jahren, so wie die andern Bewohner dieser Gegend hatten sie anfangs die fürchterlichsten Vorstellungen von der Grausamkeit der Engländer, und beklagten ihr Loos, in die Hände derselben gefallen zu seyn, in den jammervollsten Ausdrücken: doch da sie immer neue Proben von der Menschlichkeit und Aufmerksamkeit des Commodore erhielten, so wurden sie mit ihren Siegern völlig ausgesöhnt, und bekamen am Ende eine solche Anhänglichkeit an sie, daß sie vielleicht lieber eine Reise nach England hätten machen, als unmittelbar ans Land gehen mögen.

Man muß es in der That zu Ehren des Nationalcharakters bemerken, daß die Gefangenen durch die Behandlung, die sie von den Engländern erfahren hatten, eine sehr günstige Meinung

von ihnen bekamen. Die Dames waren insonderheit durch die Beweise der feinsten Aufmerksamkeit, die ihnen Anson gegeben hatte, so gerührt, daß sie schlechterdings nicht eher an das Ufer gehn wollten, als bis sie ihm persönlich ihren Dank abgestattet hätten. Unter den Gefangenen war auch ein Jesuit von Range, der ebenfalls im Nahmen seiner Landsleute dem Commodore Dank sagte, und ihm versicherte, daß er es für seine Schuldigkeit halte, seiner Denkungsart überall Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; er fügte hinzu, sein Betragen gegen die männlichen Gefangenen sey unvergeßlich; aber sein Benehmen gegen die Frauenzimmer sey so außerordentlich, daß man es ihm schwerlich glauben würde. Dieser Geistliche schien eben so wenig als die andern Gefangenen bey ihrer Ankunft in Lima, die Lobeserhebungen gegen die Engländer zu unterdrücken, und der Jesuit bemühte sich, den Artikel seiner Kirche, nach welchem kein Ketzer selig werden kann, sehr lax und hypothetisch darzustellen, indem ihm der Charakter von Anson vorschwebte.

Bald nach der Abreise von Paita entstand Zwietracht unter dem Schiffsvolke und der Mannschaft, die am Ufer gewesen war, wegen der Beute, die diese gemacht hatte, und es ging so weit, daß der Commodore sich drein legen mußte, um alle üble Auftritte zu verhüten. Er stellte zuerst denen, die die Stadt eingenommen hatten, vor, wie billig es sey, ihre Cammeraden an der Beute Theil nehmen zu lassen, und ließ dann Alles auf das Verdeck bringen, und mit Rücksicht auf den Rang in gleiche Theile theilen; doch zur Aufmunterung und Belohnung derjenigen, die sich bey dem Angriffe so

wohl gehalten hatten, schenkte er ihnen seinen ganzen Antheil an der Beute.

Da auf diese Art der Streit zur Zufriedenheit Aller, die für Gründe der Billigkeit Sinn hatten, beygelegt war, so waren sie so glücklich, sogleich auf den Glouceſter zu ſtoßen, deſſen Capitain ihnen berichtete, daß er während seiner Abwesenheit zwey Prisen gemacht hätte, wovon die eine gegen 7000 Pf. in Thalern, die andere aber auf 12,000 Pfund in Doppeldublonen und Thalern bey sich führe; die auf eine sonderbare Weise in Baumwolle versteckt wären. Dieses Geld hatte nach Paita gehr sollen, und gehörte den Kaufleuten zu, welche auch die Eigenthümer von dem meisten Gelde waren, das man in der Stadt gefunden hatte.

Man beschloß nun, nordwärts zu steuern, und auf die Gallione Manilla zu kreuzen, von der man wußte, daß sie in See war; und da es jetzt erst Mitte Novembers war, und dieses Schiff erst im Januar hier erwartet werden konnte, so glaubten sie nichts zu versäumen, wenn sie zuvor in Quibo Wasser einnähmen. Da die zwey zuletzt gemachten Prisen gute Segler waren, so wurden sie ausgeräumt und verbrannt.

Den 22sten passirten sie die Linie, und da sie nach der Landenge zusteuerten, bemerkten sie eine außerordentliche Veränderung des Klima's, indem sie öfters Windstille und starke Regen hatten, so daß sie bald genöthigt waren, den Centurio auf dem Verdeck und an den Seiten zu kalfatern.

Zu Anfang Decembers ankerten sie bey Quibio, welchen Ort sie sehr bequem fanden, um Holz und Wasser einzunehmen. Die ganze Insel erhebt sich, eine einzige Gegend ausgenommen, zu einer

mäßigen Höhe, und ist mit immer grünenden Wäldern bedeckt. Unter den Bäumen finden sich viel Zimmtbäume; doch des Klima's und der schattigen Waldung ungeachtet, sah man nur wenig Vögel, ausgenommen Papagayen. Am häufigsten kamen ihnen Meerkatzen vor. Sie sahen auch einen Rudel Hirsche, konnten ihnen aber nicht nahe genug kommen.

Die See wird durch eine große Menge Alligators unsicher gemacht, und man sieht auch oft einen großen Plattfisch, der wahrscheinlich derjenige ist, der den Perlenfischern oft so gefährlich wird, indem er seine Floßfedern um sie herum schlägt.

Während das Schiff hier vor Anker lag, ging der Commodore mit einigen Leuten in ein Boot, um nordwärts eine Bay zu untersuchen, und fuhr dann längs der östlichen Küste der Insel herab. An der nordwestlichen Spitze fanden sie einen Wasserfall, der alles übertraf, was menschliche Kunst je hervor gebracht hat. Es war ein starker, ohngefähr 40 Zoll im Durchmesser haltender Strom des hellsten Wassers, der sich eine Höhe von 150 Fuß herabstürzte. Das Bett in welchem er sich bewegte, bestand ganz aus Felsen, deren abgebrochene Trümmern das Wasser in stetem Aufruhr erhielten. Zu beyden Seiten lagen angenehme Wälder, und selbst die hohen Felsenmassen, von denen der Strom herab fiel, waren hier und da mit Waldbäumen besetzt.

Bey dieser Expedition erblickten sie keine Einwohner, aber viele Hütten am Ufer und große Haufen schöner Perlmutter, welche die Perlenfischer von Panama da gelassen hatten. Diese Austern sind sehr groß, doch zähe und unschmackhaft.

Die, welche die besten Perlen geben, findet man in einer beträchtlichen Tiefe, und man beobachtet, daß gemeiniglich die Güte der Perle sich nach dem Boden richtet.

Zu dieser einträglichen, aber sehr gefährlichen Fischerey gebraucht man Negersklaven, und man sagt, sie werden nicht eher für vollkommne Taucher gehalten, als wenn sie so lange unter Wasser geblieben sind, bis ihnen das Blut aus Mund, Nase und Ohren geflossen ist; ist dieß einmahl geschehen, so können sie ihren Beruf leichter erfüllen, als zuvor, und werden auch nicht wieder von einer solchen Blutung befallen.

Die Perlenauster war kein besonders gutes Gericht: dafür erhohlte man sich aber desto mehr an den Schildkröten, deren man hier eine vortreffliche Sorte in großer Menge findet. Man rechnet gewöhnlich vier Arten: den Tölpel, die Kastenschildkröte, den Habichtsschnabel und die grüne Schildkröte. Die zwey erstern sind zu fett und ungesund; der Habichtsschnabel, der die Schildpatte gibt, ist etwas besser, doch die grüne ist eine der delikatesten Fleischspeisen, die man nur haben kann. Von diesen sammelten sie einen Vorrath ein, und die meisten die sie fingen, wogen 200 Pfund.

Bey dem reichlichen Genusse von frischem Fleische und Gemüse befanden sie sich so wohl, daß sie binnen sieben Monathen nur zwey Mann begruben: ein unumstößlicher Beweis von dem gesunden Klima, und von der Zuträglichkeit der Speisen, von denen sie sich nährten.

Es ist indessen zu verwundern, daß die Spanier die Schildkröten so wenig achten, wenn sie gleich in diesen Gegenden nicht viel andere Fleischspeisen finden. Die meisten von ihnen halten sie,

wenn nicht gar für eine giftige, doch für eine gefährliche Speise. Einige Indianer und Negersklaven am Bord, die diese Vorurtheile des Landes auch eingesogen hatten, waren ganz erstaunt, als sie die Engländer Schildkröten verzehren sahen; und sie konnten sich nicht eher entschließen, von diesem Gerichte zu kosten, als bis sie durch wiederhohlte Erfahrungen von der Unschädlichkeit desselben überzeugt worden waren. Am Ende aber fanden sie es äußerst wohlschmeckend, und wünschten sich im voraus Glück, daß sie, wenn sie wieder in Freyheit gesetzt würden, eine so herrliche Speise in so großem Ueberflusse hätten.

Den 9ten December fuhren sie von Quibo ab, und nahmen den nächsten Tag eine kleine Barke, die mit Steinsalz und Werg beladen war. Den 11ten trafen sie mit dem Glouceſter zusammen, der sich vor ihrer Ankunft auf der letzten Station von ihnen getrennt hatte. Der Commodore gab nun den Capitains neue Befehle, und bestimmte für den Fall einer Trennung neue Sammelplätze. Besonders trug er ihnen auf, sich alle mögliche Mühe zu geben, um an den nördlichen Hafen von Acapulco zu kommen, und da sie hofften, den Passatwind zu bekommen, so zweifelten sie nicht, diese Station in gehöriger Zeit erreichen zu können. Indessen wurden sie doch beynahe einen Monath bald durch ungestümmes Wetter, bald durch gänzliche Windstille aufgehalten, und am Ende verloren sie die Hoffnung, die Manilla ausfindig machen zu können. Endlich kamen sie in den Passatwind, der ihren Muth von Neuem belebte, und ob schon die Zeit vorbey war, wo die Gallione gewöhnlich bey Acapulco ankommt, so schmeichelten sie sich doch, daß dieselben Ursachen, die ihre eigene Fahrt ver-

spätigt hatten, auch den Feind aufgehalten haben würden.

Den 28sten Januar Abends machte die Prise des Versuchs ein Signal, daß sie ein Segel sehe, und Niemand zweifelte, daß das, was man erblickte, Licht auf einem Schiffe sey; alle waren lebhaft überzeugt, daß es die Manilla sey, und trafen alle Vorbereitungen, welche sanguinische Hoffnungen, und die nahe Aussicht auf großen Reichthum ihnen eingaben. Der Centurio spannte alle seine Seegel aus, der Glouceſter folgte ihm, und so machten sie auf das Feuer Jagd, in der Hoffnung, es binnen einer halben Stunde zu erreichen. Sie bildeten sich schon ein, die Segel des feindlichen Schiffes wahrzunehmen, und der Commodore selbst traf alle Anstalten zum Angriffe, und befahl, die Kanonen nicht eher als in der Weite eines Pistolenschusses abzufeuern. In dieser Spannung blieben sie die ganze Nacht über, und als der Morgen anbrach, erwachten sie wie von einem Traume. Der Gegenstand aller ihrer Hoffnungen und ihrer Geschäftigkeit war nähmlich nichts anders gewesen, als ein Feuer auf dem Gebürge, welches schon seit mehrern Tagen brannte, indem wahrscheinlich auf dem Felde Haidekraut verbrannt wurde.

Nach diesen getäuschten Erwartungen schickte der Commodore die Barke in den Hafen von Acapulco ab, um zu sehn, ob die Gallione wirklich daselbst angelangt sey, oder nicht. Den 19ten Februar kam sie wieder, und meldete, daß sie den Hafen entdeckt und da sie bey den kleinen Inseln an seiner Mündung vorbeygefahren sey, ein kleines Licht nahe über dem Wasser entdeckt hätte, welches auf einem Fischerkahne gewesen wäre. Es

hatte ihnen geglückt, drey Neger, die darauf waren, gefangen zu nehmen; sie warfen deßhalb den Kahn um, damit man am Ufer glauben sollte, die Leute wären verunglückt, und brachte sie glücklich auf.

Von diesen Leuten erhielt nun der Commodore über die hauptsächlichsten Punkte, über die er bisher in Ungewißheit gewesen war, Auskunft. Sie erzählten, daß die Gallione den 18ten Januar angekommen sey, und sie belebten seine Hoffnungen von Neuem durch den Zusatz, daß sie Wasser und Lebensmittel einnehmen wollte, um zurück zu kehren, und daß ihre Abreise auf den 14ten März festgesetzt sey.

Der letzte Theil dieser Nachricht bewürkte allgemeine Freude unter den Seefahrern; sie versprachen sich, eine reichere Prise als je zu machen, und fingen schon an, es zu bereuen, daß sie sich die Mühe genommen hatten, sich mit dem Silbergelde von den ersten Prisen zu beladen. Sie erwarteten den entscheidenden Augenblick in großer Spannung, und bemühten sich, die Escadre in den best möglichen Stand zu setzen.

Da der erwartete Tag herannahte, stellte der Commodore seine Schiffe in einen Halbkreis so daß in einem Umfange von 24 Seemeilen nichts unbemerkt vorbey gehn konnte. Man brauchte alle Vorsicht, um den Feind nicht entwischen zu lassen, und that Alles, um sich eines guten Erfolges zu versichern.

Als der Morgen anbrach, wo sie das erwünschte Schiff zu sehn bekommen sollten, konnte weder die Arbeit auf dem Schiffe, noch die Stimme des Hungers die Leute bewegen, ihre Augen von dem Hafen von Acapulco abzuwenden.

Allein zu ihrem großen Aerger fiel weder an diesem Tage noch in der folgenden Nacht etwas vor. Hoffnung und Furcht beherrschten sie nun abwechselnd bis zu Anfang der Passionswoche, wo kein spanisches Schiff aussegeln darf, und sie hofften nun um so lebhafter, daß sich das Schiff in der folgenden Woche zeigen würde.

Indessen verstrich die Zeit, und eine allgemeine Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit trat nun ein, sie vermutheten, daß sie entdeckt worden wären, wie denn dieß auch wirklich der Fall war, und daß die Gallione nicht eher als im folgenden Jahre würde absegeln dürfen.

Der Commodore faßte nun den Entschluß, Acapulco selbst einzunehmen; da er aber nach der Beschaffenheit des Platzes sich erkundigt hatte, so fand er, daß ihm unübersteigliche Hindernisse im Wege standen, und mußte daher diese Unternehmung aufgeben.

Den 24sten März, da die Schiffe alle beysammen waren, gab der Commodore ein Signal, daß er die Capitains sprechen wollte, und er beschloß mit ihnen, weil der Vorrath an frischem Wasser sehr klein zu werden anfing, nach Seguatanio oder Chequetan zu gehen, um frisches zu holen; doch damit die Gallione nicht etwa unterdessen entschlüpfte, sollte der Cutter des Centurio noch 24 Tage vor dem Hafen Acapulco herum kreuzen, um der Escadre von diesem Ereignisse auf das schleunigste Nachricht geben zu können.

Sturm und widrige Strömungen ließen sie nicht eher als den ersten April vor Seguatanio kommen, wo sie denn zwey Boote ausschickten, um den Wasserplatz zu suchen. Sie kamen den 5ten zurück, und da sie sieben Meilen westlich einen

schicklichen Platz gefunden hatten, welches der Hafen Chequetan zu seyn schien, so gingen der Centurio und der Glouceſter noch denſelben Abend daſelbſt vor Anker.

Der Hafen Chequetan iſt ein ſehr bedeutender Platz, da er, Acapulco ausgenommen, auf einer großen Strecke der Küſte der einzige ſichere Aufenthalt für Schiffe iſt. Er liegt 17 Grad 36 Minuten nördlicher Breite, ungefähr 30 Seemeilen von Acapulco.

Da das Land gut bevölkert und angebaut zu seyn schien, so hoffte der Commodore friſches Fleiſch und andere Erfriſchungen hier ohne Schwierigkeit bekommen zu können. In dieſer Abſicht ſchickte er alſo einen Haufen von 40 Mann gut bewaffnet an das Land, um eine Stadt oder ein Dorf zu entdecken, und mit den Eingebohrnen einen Handelsverkehr anzuknüpfen. Es wurde den Leuten eingeſchärft, ſich ſehr vorſichtig zu betragen, und allen Anſchein von feindſeligen Abſichten zu vermeiden.

Allein der Verſuch, ein freundſchaftliches Verkehr zu eröffnen, lief fruchtlos ab, und die Mannſchaft kam des Abends ermüdet und erſchöpft zurück. Da ſie einige Meilen landeinwärts gegangen waren, waren ſie auf eine große Ebene gekommen, und hatten auf der einen Seite eine Schildwache zu Pferde bemerkt. Anfangs hatte ſie wahrſcheinlich geſchlafen, das Pferd war aber durch die Waffen geblendet worden, und hatte beynahe ſeinen Herrn geſchleppt; dieſer war darüber erwacht, und nun mit Verluſt ſeines Hutes und ſeiner Piſtole entflohen. Die Mannſchaft marſchirte weiter, in der Hoffnung, den Ort zu treffen, wohin er ſich zurück gezogen hätte; doch nachdem ſie ohne Erfolg ſich abgemüdet hatten, waren ſie

endlich genöthigt gewesen, die Hoffnung aufzugeben. —

Da sie aber einmahl gern etwas ausrichten wollten, so gingen sie noch etwas weiter, und steckten Pfähle in die Erde, woran sie eine in spanischer Sprache abgefaßte Nachricht anhefteten, daß sie Lebensmittel zu haben wünschten, und daher die Eingebohrnen bäthen, welche an die Küste zu bringen, wofür sie sich auf richtige Bezahlung verlassen könnten. Doch auch dieser Schritt blieb ohne Erfolg, und es ließ sich während ihres Aufenthalts zu Chequetan keiner der Eingebohrnen sehen. —

Das Volk war hier in der That außerordentlich schüchtern. Der Lieutenant Brett stieß, da er mit zwey Booten und 16 Mann abgeschickt war, die Ostseite der Küste zu recognosciren, auf drey kleine Schwadronen Reuterey, welche die Absicht zu haben schienen, sich seiner Landung zu widersetzen. Allein da sie sahen, daß er sich dadurch nicht abschrecken ließ, so feuerten sie einige Mahl, und als sie von den Engländern hierauf eine volle Ladung bekamen, so flohen sie sogleich in großer Unordnung, und versteckten sich in einem Walde. So wurden 200 Mann spanische Cavalleristen von 16 Mann englischen Seefahrern in die Flucht geschlagen.

Da der Commodore fand, daß es unmöglich war, durch friedlichen Handel von den Eingebohrnen Lebensmittel zu bekommen, so dachte er nun, solche Erfrischungen einzunehmen, die in der Nähe des Hafens zu finden wären. Das Meer führte treffliche Fische, von denen sie eine beträchtliche Quantität fingen. Sie fanden hier auch den Zitteraal, der bekanntlich dem menschlichen Körper,

und vorzüglich den Theilen, mit denen er in unmittelbare Berührung kommt, einen Schlag gibt, wie eine Elektrisirmaschine. Der Geschichtschreiber dieser Reise erzählt, daß ihm der Arm ganz erstarrt wäre, da er das Thier mit einem Spatzierstocke berührt hätte. So bald er todt ist, hören aber diese sonderbaren Wirkungen auf, und man kann es dann angreifen, und selbst essen, ohne die mindeste Unbequemlichkeit davon zu haben.

Raubthiere liessen sich nicht sehen, doch waren gewiß welche in den Wäldern, da man hier und da Spuren ihres Fraßes antraf. Von Vögeln waren verschiedene Arten zu sehen, besonders mancherley Arten Fasane.

Früchte und Gemüse waren selten, und auch keineswegs besonders gut. Zitronen, Pflaumen und Papaien, und zwar waren auch diese weder sonderlich schmackhaft, noch häufig. Bachbungen waren noch das beßte Gemüse, und wenn sie gleich sehr bitter und unangenehm schmeckten, so wurden sie doch wegen ihrer antiscorbutischen Kräfte sehr geschätzt.

An diesem Platze ereignete sich ein Umstand, durch welchen vorläufig Nachrichten von den Verrichtungen der Escadre nach England gelangten. Louis Leger, der Koch des Commodore, ein Franzose von Geburt, und wie man vermuthete, ein heimlicher Katholik, wurde vermißt; man vermuthete sogleich, daß er desertirt sey, um die Engländer dem Feinde zu verrathen, und mit weniger Gefahr einen größern Preis für seine Treulosigkeit zu gewinnen. Allein dieser Verdacht war ungerecht. Der arme Mann hatte, wie es scheint, über die gewöhnlichen Gränzen sich etwas verirrt, und war von einigen Indianern gefangen genommen, und

nach Acapulco geführt worden, und nach einiger Zeit brachte man ihn auf ein Schiff zu Veracruz, welches nach Spanien bestimmt war. Da das Schiff durch Umstände genöthigt wurde, bey Lissabon anzulegen, so entfloh Leger, entdeckte sich dem brittischen Consul, und bekam einen Paß nach England, wo man ihn für die Nachrichten, die er mitbrachte, dankbar aufnahm.

Die Prise des Versuchs, der Carmelo und der Carmin wurden nun ausgeladen, und das Beßte daraus auf die andern Schiffe gebracht; dann wurden die erstern Schiffe ans Ufer gezogen, und oben eine Menge brennbarer Materialien hineingelegt. Am folgenden Tage, den acht und zwanzigsten April lichteten der Centurio und der Gloucester die Anker, nachdem sie mitten im Hafen einen Kahn festgemacht hatten, mit einem Briefe an den Befehlshaber des Cutters, der vor Acapulco lag, im Fall, daß er hierher kommen sollte. Dieser Brief fiel hernach den Spaniern in die Hände, doch war er in so zweydeutigen Ausdrücken abgefaßt, daß er sie mehr irre führen als belehren mußte.

Da der Commodore nun in dem amerikanischen Meere keine weitern Aussichten hatte, war es ihm sehr verdrüßlich, daß er durch das Ausbleiben des Cutters noch länger aufgehalten wurde, der nach der Verabredung schon lange hätte sollen da seyn. Um ihn desto eher zu treffen, beschloß er, nach Acapulco zu gehn, und im Fall er ihn nicht finden könnte, wollte er zu erfahren versuchen, ob er in Gefangenschaft gerathen sey.

Da er nur noch drey Seemeilen von Acapulco entfernt war, ohne das fehlende Fahrzeug zu erblicken, gab er es schon für verloren, und betrauerte das Schicksal der Mannschaft, die in Gefan-

genschaft gerathen seyn würde. Um aber diese Vermuthung zur Gewißheit zu bringen, schickte der Commodore einen Brief an den Gouverneur der Stadt, worin er ihm anboth, die gefangenen Spanier, die er an Bord hätte, gegen die Mannschaft des Cutters, die aus einem Lieutenant und sechs Mann auserlesenen Leuten von erprobter Entschlossenheit bestand, auszuliefern. Der Officier, der diesen Brief überbrachte, nahm noch ein Schreiben von den Gefangenen mit, worin der Gouverneur ebenfalls dringend gebethen wurde, in diesen Vorschlag zu willigen.

Ein so großmüthiges Anerbiethen glaubte man, würde der Spanier gern annehmen, und deßhalb hielten die Leute nahe am Lande, um zur bestimmten Zeit die Antwort zu überbringen; allein sie wurden in die See getrieben, und den vierten Tag darauf, da der Officier ans Land gestiegen war, waren sie vierzehn Seemeilen von dem Hafen von Acapulco, und konnten mit aller Mühe ihn nicht wieder erreichen.

Während sie so einen günstigen Wind erwarteten, sahen sie in beträchtlicher Entfernung ein Boot unter Segel. Sie vermutheten, daß auf ihm die erwartete Antwort komme, und schifften darauf los; doch da sie näher kamen, sahen sie zu ihrer unaussprechlichen Freude, daß es ihr eigner Cutter war. Anfangs glaubte man, er wäre von dem Gouverneur von Acapulco schon frey gegeben worden, doch das blasse magere Aussehen, derer die darauf fuhren, überzeugte sie bald, daß diese armen Leute größeres Unglück ausgestanden hatten, als die spanische Gefangenschaft. Mit einem Worte, sie hatten nach Verlauf der zum Kreuzen bestimmten Zeit wieder zur Escadre stoßen wollen,

waren aber durch Strömungen ostwärts getrieben worden, dabey war ihr Wasservorrath zu Ende gegangen, und sie hatten nun an einer schicklichen Stelle landen wollen, um sich von Neuem damit zu versorgen. In dieser Noth schifften sie acht Seemeilen aufwärts, wurden aber überall durch eine heftige Brandung verhindert, zu landen. Einige Tage vergingen in dieser traurigen Lage, und da indessen ihr Durst durch die Hitze des Klima's immer ärger wurde, so hatten sie kein anderes Mittel ihn zu stillen, als Schildkröten zu tödten, und ihr Blut auszusaugen. — Gerade da sie der Verzweiflung am nächsten waren, schickte ihnen die Vorsehung einen so reichlichen Regen, daß sie ihre Fässer füllen, und nun ihre Fahrt fortsetzen konnten, um den Commodore aufzusuchen, den sie auch nach zwey Tagen glücklich fanden, nachdem sie 43 Tage abwesend gewesen waren.

Anson hatte zu viel Größe der Seele, als daß er mit den Gefühlen unglücklicher Menschen hätte scherzen können. Er hatte den Gefangenen ihre Freyheit unter solchen Bedingungen versprochen, die nun nicht mehr gehalten werden konnten, und er wollte nun ihre Hoffnungen nicht täuschen. Sie wurden alle, 57 an der Zahl, an das Ufer geschickt, und man erfuhr späterhin, daß sie glücklich landeten, und die Menschlichkeit, mit der sie behandelt worden wären, rühmten. Schon vor ihrer Ankunft, wie es scheint, hatte der Gouverneur von Acapulco eine verbindliche Antwort auf das Schreiben des Commodore mit zwey Booten, die mit den ausgesuchtesten Erfrischungen und Lebensmitteln versehen waren, abgeschickt; allein da sie die englischen Schiffe nicht mehr fanden, mußten sie wieder umkehren, und da sich noch ein

Sturm erhob, wurden sie genöthigt, ihre Ladung über Bord zu werfen, um ihr Leben zu retten.

Der Centurio und der Glouceſter ſegelten nun, nachdem die Gefangenen fortgeſchickt waren, ſogleich ſüdweſtwärts, um den Paſſatwind zu bekommen, der 70 bis 80 Meilen vom Lande wehen ſollte; und den ſechsten May verloren ſie die Gebürge von Mexiko aus dem Geſichte. Indeſſen dauerte es aller ihrer Bemühungen ungeachtet ſieben Wochen, ehe ſie den ächten Paſſatwind bekamen; binnen der Zeit wurden beyde Schiffe ſehr zugerichtet, und der Centurio bekam einen Leck. Mittlerweile machte der Glouceſter Nothſignale, und es fand ſich, daß ſein großer Maſt ſo wandelbar geworden war, daß er kein Segel mehr halten konnte.

Dieſe Umſtände verzögerten nun die Fahrt, und hierzu kam noch, daß der Skorbut überhand nahm, ſo daß ſie wegen ihres künftigen Schickſals in der größten Angſt waren. Sie hatten ſich in der That geſchmeichelt, daß in dieſem warmen, von dem des Cap Horn ſo verſchiedenen Klima die Heftigkeit und Tödtlichkeit der Krankheit um vieles geringer ſeyn würde. Da ſie in Rückſicht auf Reinlichkeit alle Vorſicht gebraucht, und immer auf friſche Lebensmittel gehalten hatten, ſo war gar nicht abzuſehn, wodurch der Skorbut mit ſeiner gewöhnlichen Heftigkeit entſtand; doch bey aller Sorgfalt, die ſie anwendeten, wurde dieſe ſchreckliche Krankheit in ihren Fortſchritten nicht aufgehalten, noch ihre Bösartigkeit gemindert.

Da ſie den Paſſatwind erreicht hatten, ſo blies er ſelten ſo heftig, daß der Centurio dadurch in Gefahr kam, er mochte Segel ausſpannen, wie er wollte, und ſie fuhren ziemlich ſchnell, aber der

Glouceſter ſegelte, da er ſeinen großen Maſt verloren hatte, ſo ſchwer, daß man unmöglich mit ihm fahren konnte, ohne das Leben Aller zu wagen. Man beſchoß alſo, ſeine Ladung und ſeine Mannſchaft an Bord des Centurio zu bringen, und ihn in Brand zu ſtecken. — Vier Meilen vom Commodore flog der Glouceſter in die Luft, und mit ihm eine anſehnliche Menge guter Waare, die nicht hatte ausgeladen werden können.

Da nun der Centurio nicht mehr auf ſeinen Gefährten warten mußte, und da ſeine Beſatzung verſtärkt war, ſo konnte er wohl erwarten, daß er ſein Ziel deſto eher erreichen würde: allein er hatte nun mit neuen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Stürme und Strömungen hatten ihn vier Grad nördlicher getrieben, als er eigentlich ſegeln wollte, um die Inſel Guam zu erreichen, und da ſie nicht wußten, wie nahe ſie dem Meridian von den Ladronen waren, ſo fürchteten ſie, ſie zu verfehlen. Das Einzige, was ihnen übrig blieb, war, auf das feſte Land von Aſien los zu ſteuern; da aber der weſtliche Muſon in ſeiner vollen Stärke hier wehte, ſo konnten ſie nicht hoffen, es zu erreichen; denn ihr Zuſtand war ſo traurig, daß ſie befürchten mußten, unterzugehn, ehe ſie eine ſo weite Reiſe zurück legten; es verging nähmlich kein Tag, wo ſie nicht zehn oder zwölf von ihren Leuten begruben; und die Krankheit nahm immer mehr überhand.

Nachdem ſie ſo mit mancherley Schwierigkeiten gekämpft hatten, fanden ſie den zwey und zwanzigſten Auguſt zu ihrer großen Freude, daß die Strömung ſie ſüdwärts geführt hatte, und den Tag darauf bekamen ſie gegen Weſten zwey Inſeln zu ſehn. Dieſer Anblick weckte ihre ſchwin-

denden Lebensgeister wieder auf, und erfüllte sie mit unermeßlicher Freude, da sie kurz zuvor schon die Hoffnung aufgegeben hatten, jemahls wieder Land zu sehn. Die nächste von diesen Inseln war Anatacan, die andere war Serigan. Sie bemühten sich, die erstere zu erreichen, um einen Ankerplatz und Erfrischungen für die Kranken zu finden; allein das Boot, welches ausgeschickt worden war, um die Küste zu untersuchen, kam wieder, ohne einen Platz gefunden zu haben, wo ein Schiff vor Anker gehn könnte, und erzählte, daß einige von den Leuten, die mit Mühe gelandet wären, einige Haufen Kokosbäume, aber kein Wasser gefunden hätten.

Diese Nachricht verbreitete eine allgemeine Traurigkeit, und die Niedergeschlagenheit stieg noch höher, als man einen Versuch machte, einige Kokosnüsse zu hohlen, und der Wind so heftig bließ, daß das Boot zu weit südwärts getrieben wurde, und die Insel nicht erreichen konnte. Jetzt konnten sie nur noch ihre einzige Hoffnung darauf setzen, die Ladronen zu erreichen, und da sie von ihrer Lage nicht die gehörige Kenntniß hatten, so mußten sie sich bloß der Leitung ihres Schicksals überlassen.

Kurz nachdem sie Anatakan aus dem Gesichte verloren hatten, wurden sie durch Erblickung von Saypan, Tinian und Aguigan freudig überrascht, und sie steuerten sogleich auf die mittlere dieser Inseln, nähmlich Tinian los; doch da eine Windstille eintrat, dauerte es lange, ehe sie sie erreichten. Als sie näher kamen, sahen sie ein Fahrzeug unter Segel, und schlossen daraus, daß die Inseln bewohnt wären; daher wurde, um auf den Fall eines Widerstandes gesichert zu seyn, Alles,

was noch die Waffen zu führen im Stande war, gemustert, und auf das Verdeck gestellt, um ihre traurige Verfassung zu verbergen, und man steckte spanische Flagge auf, um dadurch etwa sichere Nachrichten zu erhalten.

Der Cutter wurde nun abgeschickt, um einen schicklichen Ankerplatz zu suchen, und man sah bald, daß ein Schiff, welches der Centurio für das Manillaschiff hielt, in die See stach, um den Cutter anzugreifen. Die Engländer versicherten sich sogleich der Mannschaft, die aus einem Spanier und vier Indianern bestand, und brachten sie zum Commodore an Bord.

Die Nachrichten, welche man von diesen Leuten erhielt, waren äußerst vortheilhaft: nach ihrem Berichte war nähmlich die Insel wenig bevölkert und ohne Besatzung, und dabey doch mit allen Bedürfnissen und Lebensmitteln so gut versehen, als nur das cultivirteste Land seyn kann. — Sie hatte einen Uiberfluß an süssem Wasser, an Rindern, Schweinen und Federvieh, und an den schmackhaftesten Früchten, unter denen welche waren, die die Stelle des Brodes vertraten. Es ergab sich ferner aus den Erzählungen der Gefangenen, daß sie hierher gekommen wären, um Rinder zu fangen, und in einer kleinen Barke, die am Ufer lag, nach Guam zu führen, indem die Spanier ihre Garnison daselbst auf dieser Insel gewöhnlich verproviantiren ließen.

So hatte sie also die Vorsehung durch Umstände, die sie anfänglich als das größte Unglück angesehen hatten, auf diese herrliche Insel geführt; denn wäre Wind und Strömung ihren Wünschen günstig gewesen, so hätten sie wahrscheinlich die

Insel, und mit ihr die gute Gelegenheit, ihre entkräftete Mannschaft zu erfrischen, verfehlt.

Damit man in Guam nichts von der Ankunft der Engländer erfahren konnte, ließ der Commodore die Barke in Sicherheit bringen, und warf den Abend in 22 Faden Wasser, Anker. Doch ungeachtet das Wetter ganz ruhig war, und die Landung an diesem kleinen irdischen Paradiese alle Lebenskraft des Schiffsvolks aufgeweckt hatte, so dauerte es doch 5 Stunden, ehe man mit dem Aufwickeln der Segel zu Stande kam; denn der zur Arbeit noch tüchtigen Leute waren jetzt nicht mehr als 71, da bey der Abreise von England ihre Zahl auf 1000 Mann sich belaufen hatte.

Da der Commodore mit den Gesinnungen der Eingebohrnen noch nicht bekannt war, so schickte er einen wohlbewaffneten Haufen ab, um die Landung zu sichern; doch man fand diese Vorsicht überflüssig, denn die Indianer waren geflohen, und hatten ihre Hütten am Ufer leer gelassen, die nun von den Engländern bezogen wurden.

Eine derselben, die als Magazin gebraucht worden war, wurde sogleich zu einem Hospital eingerichtet, und man brachte hierauf 178 Mann Kranke ans Land. Viele derselben waren so elend, daß der Commodore und seine Officiers, mit einer Menschlichkeit, die ihnen Ehre macht, sie ohne Unterschied auf den Schultern aus dem Boote trugen halfen.

Ungeachtet die Schwäche der Kranken einen so ausnehmend hohen Grad erreicht hatte, so fühlten sie doch größtentheils in kurzem die heilsamen Wirkungen der Landluft; denn diesen und den folgenden Tag starben 21 Mann; von nun an verloren sie aber binnen 2 Monathen nicht mehr als

10 Mann. Die mannigfaltigen Früchte, an denen sie nun Uiberfluß hatten, wirkten so wohlthätig, daß sie schon nach einer Woche sich so erhohlt hatten, daß sie ohne fremde Hülfe herum gehen konnten.

Die Insel Tinian liegt unter 15 Grad 8 Minuten nördlicher Breite, und 114 Grad 50 Minuten westlicher Länge von Acapulco. Sie ist ungefähr 12 Meilen lang, und 6 breit. Das Land erhebt sich in schönen Anhöhen von dem Strande, die durch mäßig tiefe Thäler, welche das Land zum Theil unregelmäßig durchstreichen, häufig unterbrochen werden. Diese Thäler, und diese allmählig sich erhebenden Berge, bekommen durch Wälder und große Ebenen noch mehr Abwechselung, die einander mannigfaltig begränzend über die ganze Insel sich erstrecken. Die Wälder bestehen aus schlanken schattigten Bäumen, deren Früchte nicht minder schätzbar sind, als ihre Stämme. Die Flächen sind mit einem Rasenteppich bedeckt, den ein sehr schöner Klee, mit mannigfaltigen Blumen vermischt, bildet. — Von hier aus genießt man eine große Abwechselung der üppigsten Aussichten. —

Die Thiere, welche die Landschaft beleben, gewähren eine so romantische Ansicht, als die Insel selbst, und vermehren die Schönheit derselben um ein Beträchtliches. Da sieht man Hunderte von Rindern, die bis auf die Ohren schneeweiß sind, neben einander grasen, und die Flüge von Hausgefieder geben der Gegend das Ansehn, als ob es hier Dörfer und Meyerhöfe gäbe.

Man rechnet, daß es auf Tinian über zehntausend Stück Rindvieh gibt; ihr Fleisch fand man sehr schmackhaft, auch die Vögel gaben eine sehr

delecate Speise, und ließen sich dabey ganz leicht fangen. So fehlte es in der That weder an Leckerbissen; um den verwöhntesten Gaumen zu befriedigen, noch an Nahrung, den weitesten Bauch zu füllen. Enten und Wasserhühner, Schnepfen waren in Menge vorhanden, Regenvögel fand man in ungeheurer Anzahl.

Auch die Schweine waren zahlreich, und gaben ein vortreffliches Gericht; da sie aber sehr wild waren, so mußte man sie entweder niederschießen, oder mit großen Hunden jagen, die zu diesem Zwecke von Guam besonders hierher gebracht worden waren.

Die Produkte des Pflanzenreichs waren nicht minder trefflich. Die Wälder lieferten süße und saftige Pomeranzen, Citronen, Granatäpfel, Kokosnüsse, und eine eigene Art von Früchten, welche die Indianer Rhyma, die Engländer aber Brodfrucht nannten, und die sie jetzt für immer statt des Brodes aßen, und demselben noch vorzogen. Diese schätzbare Frucht wächset auf einem mäßig hohen Baume, der nahe am Wipfel seine Zweige weit ausbreitet. Sie ist länglich, hat eine rauhe Rinde, und ist gewöhnlich sieben bis acht Zoll lang. Grün ist sie am schmackhaftesten; ist sie aber ausgewachsen, so schmeckt sie, in der Asche gebraten, beynahe wie Artischoken; ist sie ganz reif, so sieht sie gelb aus, und hat einen sehr delicaten Geschmack, ohngefähr wie eine Pfirsiche.

Doch es ist unmöglich, alle die schönen und gesunden Pflanzen aufzuzählen, welche die Insel liefert, und die Engländer konnten sich nicht genug darüber wundern, daß dieses von der Natur so hoch gesegnete Land nicht stärker bewohnt war. Nach der Aussage der Eingebornen war

ohngefähr 50 Jahre vor der Ankunft des Centurio das Land bevölkert gewesen, und hatte auf 30000 Seelen gezählt; als aber in Guam und auf den benachbarten Inseln eine ansteckende Krankheit gewüthet hatte, hatten die Spanier, um ihre Colonie daselbst wieder vollzählig zu machen, alle Eingebohrnen von Tinian dahin geschafft, wo sie für Sehnsucht nach ihrem Vaterlande in wenigen Jahren größtentheils sich zu Tode grämten.

Man findet auch auf der Insel noch Ueberbleibsel, welche beweisen, daß sie einmahl stark bevölkert gewesen ist, denn überall sieht man Trümmer von Gebäuden, deren einige zu gottesdienstlichem Gebrauche bestimmt gewesen seyn sollen.

Bey dem allen ist nicht zu übersehen, daß die erwähnten Vorzüge dieses Landes durch das gesunde Klima, durch die Kühlung, die gemeiniglich herrscht, und durch die fruchtbaren Regen, noch ungemein erhöht werden.

Doch wo die Natur auch noch so günstig ist, theilt sie doch immer ihre Geschenke mit einer gewissen Einschränkung aus: die Muskitofliegen sind nehmlich hier ganz unerträglich, auch gibt es einige giftige Amphibien. Doch was man am meisten an diesem Platze auszusetzen hat, ist die unbequeme Rhede, die zu manchen Zeiten den hier vor Anker liegenden Schiffen einen nur sehr mittelmäßigen Zufluchtsort gewährt.

Als die Kranken gelandet waren, kamen vier Indianer zu dem Commodore, und einer derselben erboth sich, seine Leute an einen Ort zu führen, wo sie am bequemsten Rinder erlegen könnten, und zwey Engländer bekamen Befehl, ihm zu folgen; allein kaum hatte man ihm ein Feuergewehr anvertraut, als er damit in die Wälder

floh. Seine Landsleute befürchteten, daß man seine Treulosigkeit an ihnen rächen möchte, und erbothen sich, die Waffen zurück zu bringen; und da ihnen der Commodore dieß gestattete, so brachten sie dieselben auch, behaupteten aber, daß sie keinen Indianer hätten ansichtig werden können. Anson fürchtete, daß eine Verrätherey im Werke sey, und ließ diese Leute an Bord bringen, und ihnen keine Communication mit dem Ufer gestatten.

Mittlerweile wurde die Reparatur des Schiffes so emsig, als möglich betrieben, und man versuchte seine Lecke zu verstopfen: allein man fand dieß, ohne das Schiff zu kielhohlen, unmöglich.

Den 12ten September mußten die, welche sich hinreichend erhohlt hatten, wieder an Bord gehn, und nun ließ der Commodore, der selbst am Scorbute viel litt, ein Zelt am Ufer aufschlagen, welches er bezog, in der Hoffnung, in wenigen Tagen seine Gesundheit wieder zu erlangen, denn die Erfahrung hatte ihn deutlich belehrt, daß der Aufenthalt auf dem festen Lande das sicherste Mittel gegen diese fürchterliche Krankheit ist.

Man füllte nun die Wasserfässer; doch mit dem nächsten Morgen erhob sich ein ungemein heftiger Sturm, bey welchem man alle Vorsicht brauchte, um die Anker zu beschweren und die Schiffe vor Gefahr zu sichern. Einige Tage lang ging es gut, doch den 22sten September stürmte es so heftig, daß die Mannschaft an Bord die Hoffnung aufgab, aus diesem Sturme zu entkommen. Der Commodore und die tüchtigsten Arbeiter waren am Ufer, und da alle Communication zwischen ihnen und dem Schiffe aufgehoben war, so schien letzteres keine Hoffnung zu haben, außer wenn es die See halten könnte.

Mit einbrechender Nacht nahm der Sturm zu, und da sie die Taue verlohren, gaben sie Nothsignale, doch ohne Hülfe erwarten zu können. Um ein Uhr entstand bey großer Dunkelheit ein Ungewitter, bey welchem sie in die See getrieben wurden, wo sie ganz hülflos gegen die vereinte Wuth von Wind und Wellen kämpfen und jeden Augenblick fürchten mußten, in den Abgrund geschleudert zu werden.

Die Heftigkeit des Sturms und das beständige Blitzen war Ursache, daß die Signale am Ufer nicht wahrgenommen wurden, und als man bey Tagesanbruch sah, daß das Schiff das Land aus den Augen verlohren hatte, gerieth man in die größte Bestürzung und Trauer. Die meisten hielten sich für schlechterdings verlohren, und wer auch noch nicht ganz verzweifelte, mußte doch die Hoffnung aufgeben, die Insel je wieder erreichen zu können, da ihr Schiff bey seiner schlechten Verfassung und geringen Bemannung mit den Schwierigkeiten einer solchen Fahrt nicht zu kämpfen im Stande war.

Das Schicksal derer, die am Ufer waren, war um nichts besser. Wenn das Schiff nicht wieder kam, waren sie zu einem ewigen Aufenthalte an diesem Orte verdammt, und mußten allen und jeden Verbindungen mit ihrem Vaterlande für immer entsagen. Sie mußten ferner fürchten, daß der Gouverneur von Guam sie entdecken, und als Seeräuber behandeln würde, denn da alle ihre Papiere auf dem Schiffe sich befanden, so konnten sie sich durch nichts deshalb rechtfertigen.

In diesen traurigen Umständen fand doch der Commodore einen schicklichen Ausweg, und nachdem er dieserhalb die verständigsten Leute, die um

ihn waren, um Rath befragt, und von ihnen gehört hatte, daß sein Gedanke wirklich ausführbar sey, so suchte er der übrigen Mannschaft denselben Vorsatz und dieselbe Hoffnung beyzubringen. Er eröffnete seinen Vortrag mit der Aeußerung, daß er die Hoffnung nicht ganz aufgebe, den Centurio binnen wenigen Tagen wieder zu sehn; das Schlimmste, was zu befürchten stünde, fuhr er fort, sey, daß sie genöthigt werden könnten, nach Macao in China zu fahren, und daß sie auf diesen schlimmsten Fall die spanische Barke, die sie behalten hätten, erweitern müßten; um sie alle an Bord nehmen zu können. Die Zimmerleute meinten auch, daß dieser Plan sich ausführen lasse, und man fing demzufolge an; die Barke entzwey zu sägen, und traf Anstalten, sie um zwölf Fuß zu verlängern. Der Commodore erklärte seine Bereitwilligkeit, an diesem Unternehmen persönlich Theil zu nehmen, und in dieser, so wie in jeder andern Rücksicht keinen Vorzug vor der übrigen Mannschaft zu verlangen.

Ungeachtet nun dies ein mächtiger Sporn zur Thätigkeit war, so wurde doch die Arbeit ziemlich schläfrig betrieben, weil man noch zu viel Hoffnung hatte, das Schiff wieder zu sehn. Allein so wie sich diese Hoffnung immer mehr verlohr, so ging das Geschäft mit mehr Thätigkeit und Eifer von Statten, und die Materialien, durch welche man die Bedürfnisse, die nicht am Ufer zu finden waren, ersetzte, machten ihrem Erfindungsgeiste Ehre.

Indessen bemerkte man in einiger Entfernung von der Insel zwey Boote, und der Commodore vermuthete anfänglich, sie möchten den Ueberrest seiner schiffbrüchigen Leute führen; dieser melan-

cholische Gedanke bemächtigte sich seiner so ganz, daß er einige Zeit sich der traurigen Ueberzeugung überließ, daß nun alle Hoffnung, seine Expedition durch irgend eine bedeutende Unternehmung auszuzeichnen, vorüber sey. Doch bald wurde er von diesen trüben Vorstellungen befreyt, indem man entdeckte, daß die Fahrzeuge indianische Canoes waren. Doch wenn er gleich Befehl gab, Alles von der Küste zu entfernen, was diese Leute zu einer Landung veranlassen könnte, so legten sie doch an der Südseite der Insel an.

Um dieselbe Zeit ereignete sich eine andere Begebenheit, welche zu einer Speculation Anlaß gab. Der Commodore nehmlich, und einige seiner Officiers bemerkten auf einer Wanderung durch die Insel in einem Thale ein kleines Gebüsch, welches sich fort bewegte. Nachdem sie sich von ihrem ersten Staunen über diese fremde Erscheinung erhohlt hatten, entdeckten sie, daß ein Haufen Leute sich dieses Mittels bediente, um sich zu verbergen, und daß das scheinbare Gesträuch etliche große Cocosbüsche waren, hinter denen die Indianer sich versteckten. Anson versuchte, sie einzuhohlen, doch vergebens. Er fand jedoch die Schluft, durch welche sie ihm entkamen, und wo er einen großen Vorrath von Lebensmitteln fand, der ihm und seinen Officiers eine reichliche Mahlzeit gewährte, welche die Indianer für sich zubereitet hatten. Nun konnte man den Eingebohrnen schlechterdings nicht mehr auf die Spur kommen, und der Commodore bedauerte dieß sehr, da er mit ihnen in freundschaftliche Verhältnisse zu treten, und ihre Dienste und Unterstützung sich zu verschaffen wünschte.

Als der Bau der Barke sich seiner Beendigung näherte, fing man an zu überlegen, wie

sie betakelt und verproviantirt werden sollte, und hiermit beschäftigten sie sich ganz, als ihre Arbeiten mit einemmahl aufgegeben wurden, und ihre Pläne und Wünsche eine ganz andere Richtung bekamen. Es war nähmlich den 11ten October Nachmittags, als einer der Seeleute auf einem Hügel in der Mitte der Insel den Centurio in der Entfernung entdeckte, und mit dem Geschrey: das Schiff! das Schiff! über Hals und Kopf nach dem Landungsplatze zulief. Der Seelieutenant, Mr. Gordon, hörte diese frohe Nachricht zuerst, und kam dem eigentlichen Entdecker zuvor, sie dem Commodore mitzutheilen.

Alles gerieth vor Freude außer sich. Jeder lief von seiner Arbeit ans Ufer, um seine Augen an einem so lange und so sehnlich gewünschten Gegenstande zu laben. Man schickte ein Boot mit 18 Mann und einigen Erfrischungen entgegen; am folgenden Tage brachte man so das Schiff in der Rhede vor Anker, und der Commodore ging nun unter dem Jauchzen der Mannschaft an Bord.

Kurz nachdem der Centurio in die hohe See getrieben worden war, hatte er sich in großer Gefahr befunden, an der Küste von Aguigan zu scheitern, und nichts, als die Gewalt der Strömungen hatte ihn davon errettet. Der Sturm hatte drey Tage lang ohne Unterschied fort gewüthet, während welcher Zeit sie in dem schrecklichsten Zustande sich befanden. Als er nachzulassen anfing, glaubten sie 47 Seemeilen westwärts von Tinian entfernt zu seyn; doch nachdem sie den 1sten October diesen Weg zurück gelegt hatten, konnten sie zu ihrer großen Bestürzung nichts von der Insel entdecken.

Indessen bekamen sie am folgenden Tage Guam

zu Gesichte, und da sie hiedurch über die Stelle, wo sie sich befanden, sichern Aufschluß erhielten, so steuerten sie ostwärts, und hatten hierbey große Strapatzen und ungünstigen Wind, bis sie den 11ten October, welches der 19te Tag nach ihrer Abfahrt war, zu ihrer unaussprechlichen Freude vor Tinian ankamen, wie schon gemeldet worden ist.

Der Commodore entschloß sich nun, seine Abreise zu beschleunigen, und man traf alle hierzu nöthigen Anstalten; aber drey Tage nach der Rückkunft des Centurio trieb ihn ein plötzlicher Windstoß zum zweytenmahle in die See, da siebzig Mann eben am Ufer waren. Da aber das Wetter wieder gut wurde, wurde er nach fünf Tagen wieder auf seine Station vor Tinian gebracht.

Nachdem man in der Geschwindigkeit so viel Wasser und Proviant eingenommen hatte, als man zu einer Reise nach Macao für nöthig hielt, ging man sogleich unter Segel, und steuerte auf die südliche Küste der Insel Formosa zu.

Die Ladroneninseln, von denen Tinian eine ist, sind von Reisenden häufig beschrieben worden. Man zählt ihrer gewöhnlich zwölf, wozu noch einige kleine Inseln und Felsen kommen. Die drey größten sind Guam, Tinian und Rota. Die zwey letztern waren damahls sehr sparsam bewohnt, und Guam, welches ungefähr 30 Seemeilen im Umfange hat, zählte nicht mehr als viertausend Einwohner. Auf dieser Insel nimmt das Manillaschiff auf seiner Fahrt von Acapulco nach den Philippinen gewöhnlich Erfrischungen ein.

Die Bewohner der Ladronen sind ein starkes, gut gebildetes, entschlossenes, nicht unredliches Volk. Ihre Canoes sind von einer eigenen Bau-

art, und sollen bey einem günstigen Winde in einer Stunde zwanzig Meilen zurücklegen können. Sie sind in der That zum Schnellsegeln vortreffilch eingerichtet, und jener Theil ihres Baues ist diesem Zwecke angemessen.

Den 21sten October verließ der Centurio Tinian, und da sie die südliche Spitze von Formosa passirt waren, schrie man in dem Vordercastell Feuer! man hatte nehmlich den Ofen überheizt, und die glühenden Ziegel hatten das benachbarte Holzwerk in Brand gesteckt; da es aber bey Zeiten entdeckt wurde, so konnte man es noch ohne beträchtlichen Schaden löschen.

Die folgende Nacht bekam man das feste Land von China zu Gesichte, und in kurzem sah man sich von einer unglaublichen Anzahl Fischerkähne umgeben, die die Oberfläche der See bedeckten, so weit das Auge reichen konnte. Der Commodore hoffte einen Lootsen unter ihnen zu finden, doch die Leute verstanden seine Wünsche nicht, und nahmen auch übrigens nicht die mindeste Notiz von den Schiffen, obgleich ihr Anblick ihnen etwas Neues seyn mußte. Tags darauf, da sie zwey Seemeilen von der Küste weit entfernt, und noch rings von Kähnen umgeben waren, bemerkten sie unter denselben einen mit einer rothen Flagge, und einem Manne, der ein Horn bließ. Sie vermutheten sogleich, daß dieß ein Signal sey, durch welches man sie vor einer Gefahr warnen, oder ihnen andeuten wollte, daß sie sich mit einem Lootsen versehn möchten. Doch sie hatten sich geirrt. Der Kahn gehörte dem Oberbefehlshaber der ganzen Fischerey, und mit dem Horne gab er ein Signal zur Rückkehr ans Ufer, welchem sogleich von allen Kähnen Folge geleistet wurde.

Nach vielen Schwierigkeiten fand sich endlich ein chinesischer Lootsen, welcher sich auf gebrochen portugiesisch anboth, für dreyßig Thaler das Schiff nach Macao zu führen. Man gab ihm, was er verlangte, und brachte am 12ten November das Schiff glücklich vor Anker. In diesem Hafen hoffte man nun, von seinen Freunden und Verwandten Briefe zu finden, und mit Landsleuten sich unterhalten zu können, die erst kürzlich von England angekommen wären.

Kaum waren sie vor Anker gegangen, als der Commodore einen Officier an den portugiesischen Gouverneur abschickte, um von ihm zu hören, wie er sich zu verhalten habe, um die chinesische Regierung nicht zu beleidigen; und um zu gleicher Zeit den Forderungen des Hafenzolles auszuweichen. Der Gouverneur meinte, es sey am rathsamsten, in den Hafen von Typa zu gehn, wohin er ihn wollte lootsen lassen. Der Commodore ließ sich dieß gefallen, und kam Tags darauf vor Typa an, welches ungefähr 6 Meilen von Macao entfernt ist.

Hier glaubte er, daß er und die englische ostindische Compagnie allen Verdrüßlichkeiten mit den Chinesen entgangen wäre; allein die Folge wird zeigen, daß Ansons Vorsicht fruchtlos war, und daß die chinesische Regierung ohne Gewalt niemahls von einer ihrer einmahl angenommenen Maaßregeln abgeht.

Da sie eben so wohl an Proviant, als an Schiffsbaumaterialien Mangel litten, so ging der Commodore am folgenden Tage zum portugiesischen Gouverneur, um sich seine Hülfe auszubitten. Doch obschon dieser Herr bereit schien, ihm mit allem zu dienen, was in seiner Macht stand, so

bekannte er frey, daß er ihm diese Forderungen nicht bewilligen dürfe, ohne von dem Vicekönig in Canton Ordre dazu erhalten zu haben.

Nach dieser Erklärung entschloß sich Anson, nach Canton zu gehn, und den Vizekönig in Person zu sprechen; doch als er eben im Begriff war, ein in dieser Absicht gemiethetes Boot zu besteigen, wollte der Hoppo, oder Zollhausofficier es ihm verwehren, und verboth den Schiffern schlechterdings, ihn zu fahren. Als der Commodore nun sah, daß Vorstellungen fruchtlos waren, so sagte er dem Officier, daß er, wenn man ihm noch Schwierigkeiten machte, die Boote des Centurio würde bewaffnen lassen, und daß man dann sehn würde, wer es noch wagen könnte, sich seiner Abfahrt zu widersetzen.

Diese Appellation an die Gewalt hatte die erwünschten Wirkungen, doch als Anson die Beamten und Officiers der englischen Schiffe wegen der Art, wie er sich seine Bedürfnisse verschaffen könnte, um Rath fragte, so wiesen sie ihn an einige chinesische Kaufleute, und da ihn diese einen Monath lang von Tag zu Tage hingehalten hatten, so nahmen sie am Ende die Maske ab, und erzählten, der Vicekönig sey ein viel zu großer Mann, als daß sie sich ihm nähern dürften.

Der Commodore wußte nun, woran er war, und schrieb demzufolge einen Brief an den Vicekönig, worin er ihm seine Lage und seine Wünsche schilderte. Zwey Tage darauf kam ein Mandarin von der ersten Klasse mit zwey andern niedrigern Mandarins und einem ansehnlichen Gefolge in 18 kleinen Galeeren an, und wurden sogleich mit aller Aufmerksamkeit, die man ihrem Range schuldig war, und mit allen möglichen Ceremonien am Bord

des Centurio aufgenommen. Einige chinesische Zimmerleute, die das Schiff untersuchen mußten, berichteten, daß es ohne Reparatur unmöglich See halten könnte, und da dieß mit den Vorstellungen des Commodore übereinstimmte, so verminderte es in etwas den Argwohn gegen Fremde, den man hier zu Lande, als das beste Mittel, seine Unabhänglichkeit zu sichern, stets nährt.

Der oberste Mandarin schien ein Mann von Einsichten zu seyn, und zeigte mehr Offenherzigkeit, als man bey seinen Landsleuten anzutreffen pflegt. Er war wißbegierig und aufmerksam, und untersuchte alle Theile des Schiffes, über dessen vieles Eisenwerk er sich vorzüglich wunderte. Der Commodore ergriff diese gute Gelegenheit, um baldige Befriedigung seiner Wünsche zu bitten. Er beklagte sich über die Aufführung der Zollofficiers, und über die Hindernisse, die man ihm in Hinsicht auf Verproviantirung in den Weg legte; indessen gab er dabey doch zu verstehn, daß er stark genug sey, nicht nur sich mit allem zu versehn, was er brauchte, sondern auch die ganze Schifffahrt des Hafens zu zerstören. Er meinte, es sey doch hart, daß man ihm nicht erlauben wollte, für sein Geld sich seine Bedürfnisse einzukaufen, da er weiter auf keine Gefälligkeit Anspruch mache.

Der Mandarin räumte ihm die Billigkeit seiner Forderungen ein, und versprach, unmittelbar nach seiner Ankunft einen Rath zusammen zu rufen, und er sagte, er zweifle nicht, daß er nach dem alle Wünsche des Commodore werde erfüllen können. Vorläufig gab er auf sein eigenes Ansehen Befehl, täglich die nöthigen Lebensmittel auf

das Schiff zu bringen, der denn auch pünctlich vollzogen wurde.

Nachdem dieses Geschäft beendigt war, wurden die Mandarins zur Tafel geladen, wo sie aber wegen des Gebrauches von Messer und Gabel sehr verlegen waren; so unerfahren sie aber auch in der europäischen Art zu speisen sich zeigten, so wenig schienen sie Neulinge im Trinken zu seyn. Der Commodore schützte eine Unpäßlichkeit vor, um nicht mit ihnen unmäßig seyn zu dürfen; deßhalb ging der Mandarin auf einen blühenden jungen Mann aus der Gesellschaft los, klopfte ihn auf die Schulter, und sagte ihm durch den Dollmetscher, er werde sich gewiß nicht mit seiner Gesundheit entschuldigen, und er hoffe, er werde ihm Gesellschaft leisten. Sie leerten mehrere Flaschen Frontignac, ohne dadurch berauscht zu werden; hierauf tranken sie noch eine Flasche Citronenwasser aus, und nahmen dann Abschied, jedoch nicht, ohne zuvor die gewöhnlichen Geschenke empfangen zu haben.

Nach einigen Schwierigkeiten gab endlich die Rathsversammlung, welcher der Mandarin die Wünsche des Commodore vorgetragen hatte, Befehl, den Centurio auszubessern, und nun kamen eine Menge Zimmerleute und Schmiede an Bord, um sich hierzu dingen zu lassen. Sie machten übertriebene Forderungen; nach einigem Handeln contrahirte aber der Commodore mit ihnen für das Ganze.

Den dritten März war der Centurio in einer zur Vertheidigung sowohl, als zum Angriffe geeigneten Verfassung, und das Schiffsvolk war um so mehr darüber erfreut, da es merkte, daß die Spanier die Gelegenheit ergreifen, und das Schiff

in seinem schlechten Zustande zerstören wollten. Denn es hatte in der That den Anschein, als hätte der Gouverneur von Manilla auf die Nachricht, daß der Centurio bey Typa gehohlkielt werden sollte, den Entschluß gefaßt, ihn verbrennen zu lassen; und man hörte, daß er 40000 Thaler für die Ausführung dieses Unternehmens bezahlen wollte.

Zu Anfange Aprils war das Schiff vollkommen ausgerüstet, und zur Abfahrt geschickt, und die Chinesen, die über ihren Aufenthalt schon lange scheel gesehen hatten, zwangen sie zuletzt, den Hafen zu verlassen, und um dieß zu bewerkstelligen, ließen sie ihnen keine Lebensmittel weiter zukommen.

Der Commodore hatte seiner Seits auch nicht Lust, einen Tag hier unnöthig zu verlieren, und nachdem er bis zum 19ten hinlängliches Wasser eingenommen hatte, ließ er die Anker lichten und stach in die See.

Während sie hier lagen, hatten einige Officiers die Erlaubniß erhalten, mit Schiffen der englisch-ostindischen Compagnie in ihr Vaterland zurück zu kehren, und sie hatten dagegen auch einige frische Mannschaft angeworben.

In dem Hafen hatte Anson beständig sich gestellt, als wollte er nach Batavia und von da nach England gehn; da sie aber auf der offenen See waren, ließ er alle seine Leute auf das Verdeck kommen, und eröffnete ihnen seinen Entschluß, auf die zwey Manillaschiffe, die man dieses Jahr erwarte, zu kreuzen; er sagte, er könne eine Station wählen, wo er sie unfehlbar finden würde, und er setzte hinzu, daß, wenn sie ihren gewöhnlichen Muth hierbey zeigten, sie gewiß eins, wenn nicht alle beyde Schiffe nehmen würden.

Diese Anrede wurde mit lautem Beyfalle aufgenommen, und die Leute erklärten sich bereit, zu siegen oder zu sterben. Sie waren wieder von der alten Hoffnung belebt, mit reicher Beute beladen, nach Hause zurück zu kehren.

Den 20sten May entdeckten sie Cap Spirito Santo, bey welchem sie herum kreuzen wollten. Als sie aber merkten, daß Schildwachen ausgestellt waren, um dem Acapulcoschiffe sogleich Signale zu geben, so bald es sich dem Lande näherte, so hielt sich der Commodore in einiger Entfernung vom Lande, und ließ dabey die Braamsegel einziehn, um nicht so leicht entdeckt zu werden. Doch aller seiner Sorgfalt ungeachtet, hatte man ihn doch am Ufer gesehen, und dem Manillaschiffe Nachricht davon zukommen lassen, welches hierauf Anstalten getroffen hatte, die Engländer auf dieser Station anzugreifen.

Ansons Mannschaft war voller Eifer, sich auszuzeichnen, und übte sich täglich in dem Gebrauche des großen und kleinen Gewehrs, kurz, man that Alles, um einen günstigen Ausgang zu bewirken.

Als der Juny herannahte, nahm ihre Ungeduld zu, und am letzten Tage dieses Monaths sank die Gewißheit, die Gallionen zu finden, schon zur bloßen Möglichkeit herab. Doch Tages darauf sah man mit Aufgang der Sonne vom Mastkorbe aus ein Segel, und nun glänzte auf aller Gesichte die lebhafteste Freude.

Der Centurio steuerte sogleich darauf los, und zur Verwunderung des Commodore änderte die Gallione ihren Lauf nicht, sondern fuhr ihm gerade entgegen. Anfangs glaubte man daher, daß es

ein Landsmann sey, doch die Folge lehrte das Gegentheil.

Des Nachmittags waren beyde Schiffe einander auf einen Kanonenschuß nahe gekommen, als Anson bemerkte, daß die Spanier zur Action noch nicht ganz bereit waren, und deßhalb sogleich einige Kanonen abfeuern ließ, um ihnen zuvor zu kommen. Die Gallione erwiederte das Feuer, und da am Centurio Anstalten zum Entern getroffen wurden, so thaten die Spanier dasselbe. Sie waren in der Nähe eines Pistolenschusses, als das Gefecht ernstlich begann, wobey die Gallione nicht die mindeste Spur von Furcht zeigte. Bald aber fingen ihre Segel und Takelwerk Feuer, und da der Wind stark wehte, so gerieth der Feind in das größte Schrecken, und auch der Commodore fürchtete, daß das Schiff drauf gehn würde. Zuletzt warfen aber die Spanier das brennende Takelwerk und Segel ins Meeer, um das Schiff von einer gänzlichen Feuersbrunst zu retten.

Dieser Zufall wirkte sehr ungünstig auf die Mannschaft der Gallione, und da das Feuern des englischen kleinen Gewehrs sehr gute Wirkung that, und die meisten Officiers tödtete oder verwundete, so fing sie an in Verwirrung zu gerathen, und das Verdeck zu verlassen. Vergeblich versuchten die Officiers, ihren Leuten wieder Muth einzuflößen, und am Ende mußten sie sich ergeben. Doch im Ganzen genommen haben die Spanier selten mit so vieler Unerschrockenheit manövrirt, und mit so vieler Beharrlichkeit gefochten, als bey dieser Gelegenheit.

Diese kostbare Prise, die unsere Seehelden, für alle ausgestandene Mühseligkeiten schadlos hielt, hieß Nostra Signora de Cabadonga, und wurde

von Don Jeronimo de Montero, einem Manne von Einsichten und Muth commandirt. Sie führte 580 Mann, und 36 Kanonen, die Böller ungerechnet. In dem Treffen hatte sie 67 Todte und 84 Verwundete bekommen; der Centurio hingegen hatte nur 2 Mann verloren, und 1 Lieutenant mit 16 Mann verwundet, die bis auf einen einzigen alle davon kamen. Das Geld am Bord der Prise betrug anderthalb Millionen Thaler. Man kann sich daher denken, wie die Engländer entzückt waren, als sie sich im Besitze des Schiffes sahen, und durch die Erinnerung an das überstandene Ungemach wurde ihre Freude noch mehr erhöht.

In diesem Augenblicke der äußersten Freude wurde der Commodore durch einen Lieutenant heimlich benachrichtigt, daß im Centurio nahe an der Pulverkammer Feuer sey. Ohne sich die mindeste Alteration merken zu lassen, gab er sogleich die nöthigen Befehle, um die fürchterliche Katastrophe abzuwenden, und so wurde das Feuer ohne beträchtlichen Schaden gelöscht.

Die gefangenen Spanier wurden nun alle, ausgenommen die, welche man zur Führung der Gallione für nöthig hielt, an Bord des Centurio geschickt, und der Commodore erfuhr von ihnen, daß das andere Manillaschiff, welches schon im vorigen Jahre hätte absegeln sollen, früher abgefahren war, als gewöhnlich, und wahrscheinlich schon an dem Orte seiner Bestimmung angelangt war.

Der Schatz wurde an Bord des Centurio gebracht; da aber der Gefangenen noch einmahl so viel waren, als Engländer, so wurde beschlossen, nach Canton zurück zu kehren, und den 11ten July ankerte man vor Macao. Es fand sich nun

daß die Prise an Werth viermahl hundert tausend Pfund Sterling betrug, das Schiff und alles, was verbrannt oder sonst zu Grunde gegangen war, und welches auch auf sechsmahl hundert tausend Pfund sich belaufen konnte, ungerechnet, so daß der ganze Verlust der Spanier eine Million Pfund betrug.

Während der Centurio am Bocca Tigris vor Anker lag, kam ein Abgesandter vom Mandarin, der die Forts commandirte, um die gewöhnliche Visitation vorzunehmen. Anson erklärte sich sehr bestimmt, und sagte, er wolle in den Cantonfluß gehn, um sich von den bevorstehenden Stürmen zu sichern, und nachher nach England segeln. Der chinesische Officier schien über die Stärke der Engländer erschrocken zu seyn, und bemerkte, daß Schiffe, die so ansehnlich bewaffnet wären, in den Cantonfluß nicht kommen dürften, und verboth wahrscheinlich dem Lootsen, den Commodore dahin zu führen.

Indessen Anson war entschlossen, sein Schiff durch längern Aufenthalt nicht neuen Gefahren auszusetzen, und er deutete dem Lootsen an, daß, wenn er ihn nicht sogleich durch Bocca Tigris führen wollte, er auf der Stelle gehangen werden sollte. Durch diese Drohungen erschreckt, willigte dieser ein; aber weder der Mandarin, welcher die Forts, die die Durchfahrt beschützen, commandirte, noch der Lootsen, der wider seinen Willen den Engländern behülflich gewesen war, entgingen der Strafe der Regierung. Der Commodore hielt den letztern späterhin durch ein Geschenk für das von seinen Landsleuten erlittene Unrecht schadlos.

Den 16ten July schickte Anson seinen zweyten Lieutenant nach Canton, um dem Vicekönig

einen Brief zu überbringen, in welchem er ihm die Ursache seiner Ankunft auseinander setzte und Sr. Excellenz einen Besuch abzustatten versprach. Man nahm den Officier höflich auf, und versprach, ihm bald Antwort zu geben.

Indessen hatte der Commodore einigen gefangenen Officiers erlaubt, nach Canton zu gehn, wo sie von den Beamten streng ausgefragt wurden, aber nur so antworteten, daß Anson bey den Chinesen immer mehr gewinnen mußte. Kurz sie handelten, obschon sie Feinde und Gefangene waren, doch als Männer von Ehre, und ließen der Menschlichkeit und Tapferkeit ihrer Sieger Gerechtigkeit widerfahren.

Den 20sten kam Befehl vom Vicekönig, daß sie täglich mit Lebensmitteln versehn, und etwas weiter aufwärts in den Strom gelootset werden sollten; auch ließ sich derselbe entschuldigen, daß er den Besuch des Commodore nicht gleich annehmen könnte.

Die Mandarins fingen nun an, vom Hafenzoll zu sprechen; doch der Commodore gab ihnen sehr bestimmt zu verstehn, daß er sich demselben nicht zu unterwerfen gesonnen sey, weil er nicht des Handels wegen sich hierher begeben habe, und es gar nicht Sitte sey, daß ein Kriegsschiff für das Ankern in einem Hafen etwas abgebe.

Die Mandarins verlangten nun die Loslassung der Gefangnen am Bord der Gallione, damit die Chineser mit den Spaniern nicht in Streitigkeiten verwickelt würden. Anson machte einige Schwierigkeiten um den Werth dieser Gefälligkeit zu erhöhn, da er in seinem Herzen außerordentlich wünschte, ihrer los zu werden; doch zuletzt ließ er sich überreden, die Erklärung von sich zu

geben, daß sie aus Gefälligkeit gegen den Vicekönig von Canton sogleich frey gegeben werden sollten, sobald ihnen dieser Boote zuschicken würde. In wenigen Tagen hohlten zwey chinesische Pinken die Gefangenen ab, und die Engländer waren sehr froh, auf eine so gute Art dieser lästigen Gäste los zu werden.

Die Chikane und die Hinterlist der Chinesen entwickelte sich bey mannigfaltigen Gelegenheiten, deren Detail hier keine Stelle finden kann, und der Commodore wäre einige mahl beynahe sehr ernsthaft mit ihnen zusammen gekommen; doch seine Kaltblütigkeit und Entschlossenheit zog ihn immer heraus, obschon es ihm einiges Geld kostete.

Gegen Ende Septembers sah Anson, daß die mit denen er wegen Lieferung von Schiffsbedürfnissen contrahirt hatte, ihn betrogen hatten, und daß der Vicekönig keine Lust hatte, seinem Versprechen zufolge einen Besuch von ihm anzunehmen; er beschloß daher, ohne weitere Umstände selbst nach Canton zu gehn. Seine Bootsleute, 18 an der Zahl, kleidete er in Scharlachjacken und blau seidne Westen. Sie hatten durchaus silberne Knöpfe, und auf den Jacken und Hüten silberne Schlitze. Da zu befürchten stand, daß man zuvor die Entrichtung der Zollgebühren verlangen würde, ehe man das Schiff wollte verproviantiren lassen, und der Commodore gleichwohl solche Bedingungen niemahls eingehen wollte, so ernannte er den Mr. Brett während seiner Abwesenheit zum Capitain, und befahl ihm, in dem Falle, daß in Canton wegen des Zolles Streit entstehen sollte, die Prise zu zerstören, dann durch Bocca Tigris wieder zu passiren, und hierauf weitre Ordre zu erwarten.

Den 13ten October ging der Commodore in seiner eignen Barke nach Canton, von allen Aufsehern der englischen, dänischen und schwedischen Schiffe, und einem zahlreichen Gefolge in Booten begleitet.

Bey seiner Ankunft besuchten ihn die vornehmsten chinesischen Kaufleute, und versprachen von Neuem, seine Wünsche zu erfüllen; doch nach verschiedenen Unterhandlungen schickte er einen Brief deßhalb an den Vicekönig, den ein Mandarin, nachdem er ihn ins Chinesische übersetzt hatte, überbringen sollte.

Zwey Tage nach Absendung des Briefs brach in den Vorstädten von Canton ein Feuer aus. Anson eilte bey dem ersten Lärmen mit seinen Officiers und Bootsleuten sogleich herbey. Das Feuer schien in einer Schifferhütte ausgekommen zu seyn, und griff wegen der Leichtigkeit der Gebäude und der Trägheit des Volkes sehr schnell um sich. Da der Commodore bemerkte, daß es im Begriff war, ein großes hölzernes Gebäude zu ergreifen, welches dann das Feuer weit verbreiten würde, so gab er seinen Leuten Befehl, dieß Gebäude nieder zu reißen; allein man sagte ihm, daß, wenn er es ohne Befehl eines Mandarins thäte, er für allen Schaden, der dadurch verursacht würde, stehn müßte; er ließ also seine Leute davon abstehn, und befahl ihnen, der englischen Faktorey ihre Schätze und Effekten retten zu helfen, wenn das Feuer drohen sollte, ihr gefährlich zu werden.

Indessen begnügten sich die Chinesen immer der Ausbreitung der Flamme zuzusehn, und dann und wann kleine Götzenbilder hinzuhalten, um ihre Fortschritte zu hemmen. Endlich kam ein Mandarin mit vier bis fünfhundert Feuerwächtern an,

die einige schwache Versuche machten, die benachbarten Häuser niederzureissen; indessen hatte aber das Feuer unter den Waarenlagern der Kaufleute fürchterlich gewüthet, und da es den chinesischen Feuerwächtern eben so sehr an Klugheit, als an Muth fehlte, so stand zu befürchten, daß die ganze Stadt in Feuer aufgehn würde.

In dieser Noth kam der Vicekönig selbst herbey, und lud durch Abgesandte den Commodore ein, Hülfe zu leisten, wobey er ihm volle Gewalt gab, nach seinen Einsichten zu handeln. Anson erschien hierauf mit vierzig von seinen Leuten von neuem auf der Brandscene, und nun arbeiteten diese mit einer in diesem Lande beyspiellosen Thätigkeit und Kühnheit. Mitten in der Gefahr wurden sie von den Flammen mehr aufgemuntert, als abgeschreckt, und sie zeigten so viel Entschlossenheit und Emsigkeit, daß das Feuer in seinen Fortschritten bald gehemmt, und in kurzem ganz gelöscht wurde. Die Chinesen staunten die Unerschrockenheit der Engländer an, die bey allen Gefahren, denen sie sich aussetzten, doch mit einigen nur unbedeutenden Brandwunden und Contusionen davon kamen.

Durch diese Feuersbrunst waren hundert Kaufmannsladen und eilf Straßen voller Waarenlager in die Asche gelegt worden, so daß der Verlust eine ungeheure Summe betrug. Ein chinesischer Kaufmann, den die Engländer kannten, sollte zwey mahl hundert tausend Pfund Sterling dabey eingebüßt haben. Die Heftigkeit der Flamme wurde durch die großen Quantitäten Campher in den Waarenlagern noch verstärkt, der in einer weißen Feuersäule von ungemeiner Größe brannte.

Da das Feuer im Begriff war, allgemein zu wer-

werden, kamen einige der vornehmsten Kaufleute zum Commodore, und bathen ihn um etliche seiner Soldaten (wie sie die Bootsleute nannten), um ihr Eigenthum vor der Plünderung des Pöbels zu schützen. Ihr Gesuch wurde ihnen bewilligt, und die Treue und Emsigkeit der Seeleute ärndete allgemeinen Beyfall ein.

Die Engländer standen nun in Canton in großem Ansehn. Den folgenden Morgen kamen viele der vornehmsten Einwohner zum Commodore, und bekannten frey, daß sie ihm die Rettung der Stadt verdankten. Bald darauf bestimmte auch der Vicekönig den dreyßigsten November zur Audienz, und diese Gnade verdankte Anson offenbar bloß dem wichtigen Dienste, den er mit seinen Leuten den Chinesen geleistet hatte.

Der Commodore schickte sich nun zu diesem Besuche an, und weissagte sich den glücklichsten Ausgang dieses Geschäftes. Er engagirte Mr. Flint als Dollmetscher zu dieser Conferenz, einen Mann, der den größten Theil seines Lebens in China zugebracht hatte, und durch seine genaue Kenntniß der chinesischen Sprache den Engländern in vielen Gelegenheiten sehr wesentliche Dienste leistete. —

Am Morgen des bestimmten Tags kam ein Mandarin zum Commodore, und meldete ihm, daß der Vicekönig zu seinem Empfange bereit sey, und nun ging der Zug sogleich vor sich. Beym äußern Thore der Stadt wurde der Commodore und sein Gefolge von 200 Soldaten empfangen, und nach dem Pallaste begleitet, wo 10000 Mann, die bey dieser Gelegenheit ganz neu gekleidet waren, unter den Waffen standen. Anson ging mit den Seinigen mitten durch, und wurde darauf in

den großen Audienzsaal geführt, wo der Vicekönig unter einem reichen Baldachin saß, von einer zahlreichen Versammlung Mandarins umgeben. Dem Commodore wurde der dritte Platz unter dem Vicekönig angewiesen, indem nur der Justizminister und der Finanzminister die in China vor allen Militärpersonen den Rang haben, über ihm saßen.

Anson fing nun an, mit Hülfe seines Dollmetschers zu erzählen, was man für Schwierigkeiten gemacht habe, ihn zur Audienz zu lassen, wie sehr er von den Eingebohrnen aufgehalten und hintergangen, und daß er am Ende gezwungen worden sey, einen Officier mit einem Briefe an Seine Excellenz selbst zu schicken. Der Vicekönig unterbrach hier den Dollmetscher, und ließ dem Commodore versichern, daß er erst durch diesen Officier seine Ankunft in China erfahren hätte. Der Commodore schilderte hierauf die Ungerechtigkeit der Forderungen, welche die Kaufleute so wie die Zollbeamten an ihn machten, und schloß endlich mit der Bitte, daß man ihm erlauben möchte, sein Schiff mit Proviant und anderem Vorrathe versehn zu dürfen, da er nun so bald als möglich nach England zu segeln wünschte.

Der Vicekönig versprach, daß ihm die Erlaubniß hierzu sogleich ausgefertigt werden, und den folgenden Tag Alles, was er brauchte, ihm an Bord gebracht werden sollte. Nachdem sie sich noch über einige allgemeine Gegenstände unterhalten, und der Vicekönig dem Commodore für die wichtigen Dienste, die er der Stadt bey der Feuersbrunst geleistet habe, gedankt hatte, wünschte er ihm eine glückliche Reise, und hob die Audienz auf.

Kaum hatte der Commodore den Audienzsaal verlassen, als man ihn nöthigte, an einer Unter-

haltung in einem benachbartem Zimmer Theil zu nehmen; da er aber hörte, daß sie der Vicekönig seiner Gegenwart nicht würdigte, lehnte er die Einladung ab, und kehrte eben so, wie er gekommen war, zurück, indem man ihn, da er die Stadt verließ, mit drey Kanonenschüssen begrüßte.

So hatte demnach Anson sich Proviant verschafft, und den englischen Kriegsschiffen für immer Zollfreyheit in den chinesischen Häfen ausgewirkt.

Der Proviant kam an, wie es der Vicekönig versprochen hatte, und der Commodore ging nun an Bord seines Schiffes, wo er die Anstalten zur Abreise so eilig betreiben ließ, daß sie den zwölften December schon bey Macao anlangten. Hier verkaufte Anson die Gallione für 6000 Thaler, und den funfzehnten ging der Centurio wieder unter Segel, nahm auf der Prinzeninsel Holz und Wasser ein, und steuerte dann auf das Vorgebürge der guten Hoffnung los, wo er den eilften März vor Anker ging.

Der Commodore lag hier, bis zu Anfang Aprils, um seine Leute von der Reise sich erhohlen zu lassen. Er ergötzte sich an den mahlerischen Ansichten dieses Landes, so wie an der Gesundheit seiner Luft, und der Ergiebigkeit seines Bodens. Nachdem sie von hier abgesegelt waren, kamen sie den neunzehnten April vor St. Helena, wo sie jedoch nicht landeten. Bis den zehnten Juny war ihnen nichts Merkwürdiges begegnet, als sie auf ein englisches Schiff stießen, welches ihnen von einem ausgebrochenen Kriege mit den Franzosen die erste Nachricht gab; und obschon eine feindliche Flotte gerade um diese Zeit im Canale

kreuzte, so hatte der Centurio doch das Glück, in einem Nebel bey ihr vorbey zu kommen.

Den funfzehnten desselben Monaths warfen sie zur unbeschreiblichen Freude der Mannschaft sowohl, als aller ihrer Landsleute, vor Spithead Anker; und so hatten sie nach den außerordentlichsten Abentheuern und den traurigsten Scenen die Reise um die Erde in drey Jahren und neun Monathen vollendet.

Das Geld, das der Centurio genommen hatte, wurde auf vielen Wagen, mit spanischer Flagge, unter dem Freudengeschrey des Volks durch die Strassen von London nach dem Tower gebracht. Der Commodore wurde mit Ehrenbezeugungen überhäuft, und auch der geringste Seemann, der die Gefahr und das Ungemach der Reise überstanden hatte, hatte nicht nur das frohe Bewußtseyn, zu der Demüthigung der Feinde seines Vaterlandes beygetragen zu haben, sondern sah sich auch durch ihre Beute bereichert.

Wir haben schon oben erwähnt, daß die Spanier eine Escadre ausgerüstet hatten, um das Vorhaben der Engländer zu vereiteln. Die Schicksale derselben hängen so genau mit der Geschichte gegenwärtiger Reise zusammen, daß hier eine kurze Erzählung derselben an ihrem Platze ist.

Die spanische Escadre bestand aus dem Schiffe Asien mit 66 Kanonen und 700 Mann, unter dem Commando des Admiral Don Joseph Fernandez; Guiposcoa von 74 Kanonen und 700 Mann; Hermione von 54 Kanonen und 500 Mann; Esperanza von 54 Kanonen und 350 Mann; St. Estevan von 40 Kanonen und 350 Mann, und Petache von 20 Kanonen. Außerdem war auch noch ein spanisches Infanterieregiment an Bord. Diese be-

trächtliche Macht war eigentlich Anson überlegen. Sie kreuzte einige Tage in der Gegend von Madeira, ehe sie bey dieser Insel ankam, steuerte er dann nach dem Platastrome, und ankerte den fünften Januar 1742, in Maldonadabay.

Pizarro schickte sogleich nach Buenos Ayres, um sich frische Lebensmittel zu verschaffen, da er aber durch den treulosen Gouverneur von St. Catharine erfuhr, daß Anson daselbst angekommen sey, so beschloß er, ihn sogleich aufzusuchen, und verließ deßhalb den Hafen, ohne die frischen Lebensmittel zu erwarten. Ohngeachtet seiner schnellen Abreise hatten aber doch die Engländer vier Tage vor ihm voraus. Nur die Perle, die sich um diese Zeit von den übrigen Schiffen getrennt hatte, stieß auf Pizarro's Escadre, und wäre beynahe genommen worden.

Gegen Ende Februars suchten die Spanier nach Cap Horn zu kommen, doch ein heftiger Sturm überfiel sie, und trennte die Guiposcoa, die Hermione und die Esperanza von dem Admiral. Die Hermione war wahrscheinlich untergegangen, da man seitdem nichts wieder von ihr gehört hat, und die Guisposcoa war an der Küste von Brasilien gestrandet und gesunken.

Von nun an hatte Pizarro mit unglaublichen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Außer dem Ungemach, welches auch die Engländer erdulden mußten, wurden seine Schiffe noch von Hungersnoth gedrückt; denn da sie bey ihrer Abreise von Spanien nur auf vier Monathe Proviant mit genommen, und den Platastrom zwey Tage früher verlassen hatten, ehe die Lebensmittel ankommen konnten, waren sie zu solch einer beschwerlichen Schiffahrt gar nicht vorbereitet. Sie kamen so herun-

ter, daß man Schiffsratten, die man hatte fangen können, mit 4 Thalern das Stück bezahlte; und ein Matrose zog sich den Tod dadurch zu, daß er mehrere Tage mit der Leiche seines Bruders in einer Hagematte liegen blieb, indem er dessen Tod verhehlte, um seine Portion zu bekommen.

In dieser traurigen Lage wurde ihr Entsetzen, wenn es der Verstärkung fähig war, durch die Entdeckung einer Verschwörung am Bord des Admiralschiffes erhöht; es waren nähmlich mehrere vom Hunger zu dem Entschlusse verleitet worden, die Übrigen umzubringen, um sich mehr Lebensmittel zu verschaffen. Die Verschwörung wurde glücklicher Weise entdeckt, da sie gerade im Begriff war, auszubrechen, und einige der Rädelsführer wurden mit dem Tode bestraft. Doch nachdem auch dieser Aufstand erstickt war, wurden ihre übrigen Leiden nicht vermindert, sondern von Tag zu Tage immer fürchterlicher.

Durch Krankheit, Strapatzen und Hungersnoth verloren die drey übrigen Schiffe ihre meiste Mannschaft, und von dem ganzen Infanterieregimente blieben nicht mehr als 58 Mann am Leben.

Pizarro schickte, da es ihm an allen Arten von Vorräthen mangelte, und er sich in den benachbarten Niederlassungen nicht damit versehen konnte, ein Advisboot mit einem Beglaubigungsschreiben nach Rio Janeiro, um sich von den Portugiesen das was ihm fehlte, geben zu lassen; und zu gleicher Zeit schickte er über Land einen Bothen an den Vicekönig von Peru, und verlangte von ihm eine Sendung aus der königlichen Kasse zu Lima, um zum zweyten Mahle in die Südsee kommen, und die Pläne der Engländer vereiteln zu können. Allein der Vicekönig schickte ihm nur die

Hälfte von dem, was er verlangt hatte, und die Portugiesen auf Rio Janeiro versahen ihn zwar mit einigen Bedürfnissen, konnten ihm aber keine Masten und Segelstangen liefern.

Indessen fand Pizarro doch Mittel, Asien und St. Estevan auszubessern, und mit diesen zwey Fahrzeugen war er Willens, das Cap Horn zu umschiffen, als das letztere Schiff, indem es den Platastrom herunter fuhr, auf den Strand lief, und dadurch so beschädigt wurde, daß man es vollends zerstören mußte. Der Admiral wollte nun seine gefahrvolle Reise allein unternehmen, als Asien seine Masten verlor, und er dadurch von Neuem genöthigt wurde, von seinem Vorhaben abzustehn.

Da das Flaggenschiff so viel gelitten hatte, daß es nicht mehr See halten konnte, so ließ man die Esperanza ausbessern, und Mindinuetto, welcher Capitain von Guiposcoa gewesen war, bekam das Commando. Dieser Officier segelte im November 1742 ab, und langte glücklich an der Küste von Chili an, und traf hier Pizarro, der über Land dahin gekommen war.

Wir müssen noch bemerken, daß mit dem Bothen, der an den Vicekönig von Peru abgeschickt worden war, um eine Lieferung von ihm zu erhalten, demselben beygebracht worden war, daß vielleicht ein Theil der englischen Escadre in die Südsee möchte gekommen seyn, und daß es daher rathsam wäre, wenn Se. Excellenz einige Schiffe abschickten, um die Engländer anzugreifen, ehe sie noch einen Hafen erreicht hätten. Zufolge dieses Berichts liefen vier Schiffe von beträchtlicher Stärke von Callao aus, die sich mit Pizarro verbinden sollten, wenn er an die Küste von Chili

käme. Drey derselben bekamen ihre Station bey Conception, das vierte wurde nach Juan Fernandez geschickt, wo es ein Paar Tage vor Ansons Ankunft daselbst herum kreuzte; da es aber die Hoffnung, ihn zu finden, sinken ließ, und es für unmöglich hielt, so lange die See zu halten, so verließ es seine Station, und kehrte nach Callao zurück. So begünstigte das Glück die Engländer, und die Umstände, die ihre Fahrt verzögerten, wurden ihre Rettung.

Pizarro hatte den Gipfel seines Unglücks noch nicht erreicht. Im Jahre 1745 kehrte er mit Mindinuetto von Chili nach Buenos Ayres zurück; sie fanden hier bey Monte Vebis Asien, welches sie vor beynahe drey Jahren hier verlassen hatten, und beschlossen nach Europa zurück zu kehren. Sie besserten ihre Schiffe, so gut es sich thun ließ, aus, und preßten aus Mangel an Mannschaft, Eingebohrne des Landes, etliche portugiesische Schleichhändler und eine Anzahl Indianer mit ihrem Oberhaupte Nahmens Orellana.

Mit dieser Mannschaft ging Pizarro zu Anfang Novembers 1745 unter Segel. Es waren noch einige gefangene Engländer an Bord, die von den Spaniern noch härter behandelt wurden, als die gepreßten Matrosen. Orellana ertrug jede Mißhandlung und jede Grausamkeit, welche die Bosheit erfinden konnte, um ihre Uibermacht zu zeigen, mit anscheinender Geduld, hinter welcher er die Rache, die in seinen Herzen gährte, verbarg. Er suchte, da er selbst sehr geläufig spanisch sprach, mit den Engländern, die diese Sprache verstanden, eine genaue Bekanntschaft anzuknüpfen; da er aber fand, daß sie nicht so zur Rache geneigt waren, als er erwartete und wünschte, so beschloß

er, mit seinen zehn Landsleuten den kühnen Versuch zu wagen, sich aus ihrer gegenwärtigen Sklaverey zu erretten.

Die Rache ist erfinderisch in der Ausführung ihrer grausamen Pläne. Orellana hatte sich und den Seinigen spitzige Messer zu verschaffen gewußt, und in ihren Ruhestunden hatten sie aus rohen Fellen heimlich Riemen geschnitten, an deren Ende sie doppelte Bleykugeln befestigten. Diese waren, wenn sie sie über den Kopf schnell herum schwangen, gefährliche Waffen, und die Indianer waren in ihrem Gebrauche sehr geübt.

Durch die stets fortgesetzten Ungerechtigkeiten ergrimmt, suchten sie ihre Rache zu beschleunigen. Eines Abends, als die meisten Officiers auf dem Verdecke die kühle Abendluft genossen, kam Orellana und seine Verbündeten mit ihren Waffen an die Thüre der großen Cajüte; man gab ihnen deßhalb einen Verweiß und hieß sie gehn. Sogleich besetzten der Verabredung gemäß zwey Indianer den Zugang, und ihr Oberhaupt nebst den sechs andern erhoben ein fürchterliches Geschrey, schwangen mit der einen Hand ihre Bleykugeln, indeß sie mit der andern das blanke Messer hielten, und legten so in einem Augenblick 40 Spanier zu ihren Füßen, von denen 20 auf der Stelle todt blieben.

Es ist unbeschreiblich, was für eine Unordnung dieser unerwartete Angriff hervorbrachte. — Viele Officiers schlüpften in die große Kajüte, wo sie die Thüre verrammelten, und die Lichter auslöschten; einige versteckten sich unter dem Viehe, und noch andre kletterten auf die Mastbäume hinauf. Alle waren so außer der Fassung, daß Niemand es wagte, ihnen Widerstand zu leisten.

So nahmen diese 11 Indianer, mit einer fast beyspiellosen Unerschrockenheit fast in einem Augenblick das Verdeck eines Schiffes mit 500 Mann und 66 Kanonen ein. Der Admiral stack mit seinen Officiers in der großen Kajüte, und sie waren vor Schrecken geraume Zeit außer Stand, einen Entschluß zu ihrer Befreyung zu fassen. Das Geschrey der Indianer, die Klagen der Verwundeten, die Dunkelheit der Nacht und die Unbekanntschaft mit dem Umfange des Complotts, füllte die Spanier mit Schrecken, und brachte sogar einige zu dem verzweifelten Entschlusse, in die See zu springen, um nur nicht in die Hände der wüthigen Aufrührer zu fallen.

Da die Indianer das Verdeck gereinigt hatten, ließ der Tumult um ein Beträchtliches nach, denn wer entkommen war, dem geboth die Furcht Ruhe. Endlich fand Pizarro Mittel, durch die Fenster und Schießlöcher mit einigen seiner Leute zu sprechen, und da fand er denn zu seinem großen Vergnügen, daß die Engländer, die er am meisten fürchtete, alle ruhig wären, und er entdeckte am Ende, daß weiter Niemand, als die Indianer in die Meuterey verwickelt waren.

Diese Nachricht brachte Pizarron und seine Officiers wieder zur Besinnung. Sie beschlossen, die Indianer sogleich anzugreifen, ehe die andern Gefangenen etwa sich besönnen, und mit ihnen vereinigten; und so machten sie, mit Pistolen, dem einzigen, was sie in der Geschwindigkeit hatten fassen können, bewaffnet, plötzlich die Thüre der Kajüte auf, und feuerten einige Schüsse unter die Aufrührer ab, die jedoch ohne Wirkung waren. Endlich hatte Mindinuetto das Glück, den Orellana auf der Stelle todt zu schießen; sogleich ga-

ben seine Gefährten den Gedanken an fernern Widerstand auf, und warfen sich ins Meer, wo sie jämmerlich umkamen.

So wurde diese sonderbare Empörung erstickt, und das Verdeck wieder erobert, nachdem es zwey Stunden lang im Besitze dieser unerschrockenen aber unglücklichen Männer gewesen war.

Pizarro setzte nun seine Reise ohne Hindernisse fort, und kam zu Anfang des Jahrs 1746 nach einer Abwesenheit von mehr als vier Jahren in Gallicien an. Durch diese Expedition hatten die Spanier beynahe eben so viel verloren, als durch Ansons Unternehmung, und England wurde darin bestärkt, in jedem künftigen Kriege die Spanier wieder in diesen Gegenden anzugreifen.

Reise von Don George Juan und Don Antonio de Ulloa nach Süd-Amerika.

Die Expedition, deren Schicksale wir jetzt erzählen wollen, wurde auf Befehl des Königs von Spanien unternommen. Man wünschte nähmlich, um die wahre Gestalt der Erde bestimmen zu können, einen Grad des Meridians in der Nähe des Aequators messen zu können, und Ludwig der Funfzehnte bath in dieser Absicht den spanischen Monarchen um die Erlaubniß, einige Mitglieder der Pariser Akademie der Wissenschaften nach Quito, welches in der Nähe des Aequators liegt, schicken zu dürfen, um durch ihre Beobachtungen ein Problem zu lösen, welches für die Wissenschaften überhaupt, und für Geographie und Schiffahrtskunde insbesondere von so großer Wichtigkeit ist. Der König von Spanien gab nicht nur seine Einwilligung dazu, sondern faßte selbst den Vorsatz, die Ehre eines so rühmlichen Unternehmens zu theilen, und bestimmte Don George Juan und Don Antonio de Ulloa, beydes Capitains bey der spanischen Marine, und sehr geschickte Mathematiker, zu Begleitern der französischen Gelehr-

ten, die denselben bey dieser so kühnen und wichtigen Unternehmung Hülfe leisten sollten.

Diese Gesellschaft schiffte sich den sechs und zwanzigsten May 1735 ein, und gingen, nachdem sie durch widrige Winde etwas aufgehalten worden waren, sonst aber keine besondern Ereignisse erfahren hatten, den neunten July bey Carthagena vor Anker.

Die Stadt Carthagena liegt 10 Grad 25 Minuten 48½ Secunde nördlicher Breite, und 28½ Grad, 28 Minuten 36 Secunden von dem Pariser Meridian. Die Abweichung der Nadel betrug nach verschiedenen Beobachtungen 8 Grad östlich.

Die vortheilhafte Lage von Carthagena, der Umfang und die Sicherheit seiner Bay, und der beträchtliche Vortheil, den es durch den Handel des südlichen festen Landes gewinnt, war die Ursache, daß diese Stadt sehr bald nach der Entdeckung von Amerika erbaut wurde; und dieselben Umstände trugen auch zu ihrer Erhaltung und ihrem Wachsthume bey, so daß sie bald die ansehnlichste Niederlassung und ein beträchtlicher Stapelplatz der Spanier wurde. Doch diese Vortheile zogen ihr auch in kurzem manche Feindseligkeiten anderer Nationen zu, die nach ihren Schätzen begierig waren, oder auch die Wichtigkeit des Platzes selbst einsahen, und sie daher zu verschiedenen Mahlen einnahmen und plünderten.

Die Stadt liegt auf einer sandigen Halbinsel, von welcher gegen Südwesten eine schmale Passage nach der Gegend führt, die Tierra Bomba heißt. An der Nordseite ist eine Landenge, die nicht über 50 Faden breit ist; doch weiterhin wird das Land breiter, und bildet eine andere Halbinsel; diese zwey Stellen ausgenommen, ist übrigens die

Stadt ganz vom Meer umgeben. Ostwärts gränzt sie an einen Streifen Waldung. — Die Festungswerke der Stadt, so wie der Vorstadt, sind nach der neuern Art angelegt, und aus Quadersteinen gemauert.

Carthagena nimmt sich sehr gut aus, denn die Strassen sind gerade, breit, gleichförmig und gut gepflastert. Die Häuser sind, einige wenige ausgenommen, die von Ziegelsteinen erbaut sind, massiv, haben aber außer dem Erdgeschoß nur ein Stockwerk; indessen sind die Zimmer gut angelegt. —

Alle Häuser haben hölzerne Balcons und Gitter, denn diese sind dauerhafter, weil in diesem Klima das Eisen durch die salzige Schärfe der Luft sehr schnell angefressen wird.

Die Kirchen und Versammlungshäuser sind sämmtlich schön und hinreichend geräumig; an Verzierungen sind sie aber arm, und einigen fehlt es sogar an der nöthigen Würde.

Die Jurisdiction der Regierung von Carthagena reicht gegen Osten bis an den Magdalenenstrom, und erstreckt sich längs desselben gegen Süden bis an die Provinz Antioquia: von da streicht die Gränze westwärts nach dem Darienstrome, und endlich gegen Norden nach dem Ocean, längs der Küste zwischen den Mündungen jener beyden Flüsse. Es geht eine alte Sage, daß dieß ganze Gebieth sonst einen Uiberfluß an Gold gehabt hat, und in der Nachbarschaft von Simiti, San Lucas und Guamaco sieht man noch Uiberbleibsel von ehemahligen Goldgruben, die jetzt nicht mehr bearbeitet werden, da sie, wie sich denken läßt, schon erschöpft sind. Eben so viel hat aber auch der Handel mit Choco und Darien zum

Wohlstande dieser Stadt beygetragen, aus welchen Gegenden man verschiedene Manufacturwaaren hierher brachte, um sie gegen Gold zu verhandeln. —

Die Einwohner von Carthagena werden in verschiedene Kasten oder Stämme abgetheilt, welche auf der Vermischung von Europäern, Negern und Eingebohrnen beruhen.

Die Weissen theilt man in Europäer und Kreolen, d. i. solche Europäer, die im Lande gebohren sind. Erstre nennt man gemeiniglich Chapitones, doch sind sie nicht zahlreich; die meisten gehn wieder nach Spanien, wenn sie sich ein hinlängliches Vermögen erworben haben, oder gehn auch tiefer ins Land, um dasselbe noch mehr zu verstärken. Diejenigen, welche in Carthagena ansäßig sind, führen den ganzen Handel des Platzes, und leben im Uiberflusse, während die übrigen Einwohner sehr dürftig sind, und sich durch schwere und gemeine Arbeit ihr Brod verdienen müssen. — Die Creolen sind meistentheils Landeigenthümer; einige derselben haben sehr ausgebreitete Besitzungen, und stehn in großem Ansehn, weil ihre Vorältern, da sie in das Land kamen, hohe Posten bekleideten. Außerdem gibt es auch Weisse in schlechten Umständen, die nähmlich entweder ursprünglich von Indianern, oder wenigstens von Indianern und Europäern abstammen; wenn aber diese Vermischung ihres Bluts an ihrer Hautfarbe sich nicht wahrnehmen läßt, werden sie für Weisse angesehn, und stehn als solche nicht unter dem Drucke, welchen die andern Stämme auszustehen haben. —

Zu den andern Stämmen, die ihren Ursprung einer Verbindung von Weissen mit Negern verdan-

ken, gehören zuerst die Mulatten, die so bekannt sind, daß über sie nichts gesagt zu werden braucht. Ihnen zunächst stehn die Tercerones, die von einem Weissen und einer Mulattin gebohren sind, dem Erstern aber etwas ähnlicher sind, ohne jedoch ihren Ursprung ganz verleugnen zu können. Nach ihnen kommen die Quarterones, welches Kinder von einem Weissen und einer Tercerone sind. Endlich kommen die Quinterones, die einen Weissen und eine Quarterone zu Eltern haben. Dieß ist die letzte Abstufung, denn zwischen ihnen und den Weissen findet weder in Rücksicht auf Farbe, noch auf Körperbildung irgend ein bedeutender Unterschied Statt; ja es gibt unter ihnen selbst Leute, welche die Spanier noch an Schönheit übertreffen. Die Kinder von Weissen und Quinteronen nennt man auch Spanier, und spricht sie von einer Vermischung mit der Negerrace ganz frey. — Uibrigens wird die Abkunft von rein europäischem Geblüte so hoch geschätzt, daß, wenn man Einen aus bloßem Versehn, ohne beleidigen zu wollen, zu einem niedrigern Stamme zählt, als zu welchem er wirklich gehört, dieß für eine große Beleidigung gilt.

Ehe sie in die Klasse der Quinteronen kommen, können sie durch verschiedene Umstände wieder in eine untere Klasse gesetzt werden; denn zwischen dem Mulatten und dem Neger ist noch eine Zwischenrace, Sambos genannt, wohin diejenigen gehören, deren Eltern beydes Mulatten, oder Mulatten und Indianer sind. Besonders bestimmt die Kaste des Vaters die des Sohnes. Wenn die Eltern Mulatten und Tercerones, oder Quarterones und Tercerones sind, so heissen die Kinder tente en el ayre, d. h. in der Luft schwebende,

weil

weil sie weder vorwärts noch rückwärts rücken, sondern in der Klasse ihres Vaters bleiben. Kinder, deren Mutter eine Quarterone oder Quinterone, und deren Vater ein Mulatte oder Terceröne ist, heissen salto at ras d. h. zurückgehende, weil sie anstatt den Weissen näher zu kommen, sich der Negerrace wieder mehr nähern. Die Kinder von einem Neger und einem Quarteron heissen Sambos de Negro, de Mulatto, de Terceron ꝛc.

Dieß sind die bekanntesten und gemeinsten Klassen; es gibt zwar noch andere, die von Zwischenheirathen herrühren, allein sie sind so mannigfaltig, daß sie von den Einwohnern selbst nicht immer genau unterschieden werden können.

Alle diese Klassen, von den Mulatten an, piquiren sich, spanisch gekleidet zu gehn, doch tragen sie wegen der Hitze des Klima's nur sehr leichte Zeuge. Die niedrigern Klassen enthalten auch die Handwerker der Stadt, denn die Weissen, Creolen, so wie Chapitonen halten es unter ihrer Würde, sich mit solchen gemeinen Beschäftigungen abzugeben, und betreiben bloß die Handlung. Da aber nicht alle hierbey ihr Glück machen können, so gibt es auch viele Weisse, die aus Mangel an Credit in elende Umstände gerathen, weil sie hier die Gewerbe nicht betreiben wollen, die sie zuvor in Europa trieben; und so leben sie in dem größten Elende, da sie sich geschmeichelt hatten, in Indien große Schätze zusammen zu raffen.

Die Klasse der Neger zerfällt in zwey Abtheilungen, nähmlich in freye Männer und Sklaven; letztere werden meistentheils auf dem Lande gebraucht; die in der Stadt müssen die schwersten Dienste verrichten, und von ihrem Verdienste ihrem Herrn ein bestimmtes Quantum entrichten, so daß

sie nur von dem Wenigen, was übrig bleibt, leben können. Da ihnen die Hitze nicht erlaubt, ordentliche Kleider zu tragen, so ist ein schmales Stück baumwollenes Zeug, das sie um die Lenden wickeln, ihre einzige Bekleidung. Einige Weiber sind an die Sklaven verheirathet, die auf dem Lande arbeiten; die aber in der Stadt wohnen, verkaufen auf den Strassen alle Arten von Eßwaaren, getrocknetes Obst, Zuckergebacknes, Kuchen aus Mais und Cassave, und dergleichen mehr. Wenn sie kleine Kinder haben, die sie säugen, so tragen sie dieselben auf dem Rücken, so daß sie die Arme frey haben, und wenn die Kinder hungrig sind, so lassen sie sie hinten, und geben ihnen die Brust entweder unter dem Arm oder über die Schulter hinter, denn ihre Brüste sind so lang, daß sie oft bis an die Hüften herabhängen.

Die Frauenzimmer beschäftigen sich zu Hause den ganzen Tag über damit, daß sie in ihren Hangematten sich schaukeln. Diese Gewohnheit ist so allgemein, daß man in jedem Hause nach der Zahl der Familie zwey oder drey Hangematten antrifft. Hier bringen sie ihre meiste Zeit zu, und oft schlafen Männer und Weiber in denselben, ohne die Unbequemlichkeit zu fühlen, daß sie sich nicht gerade ausstrecken können.

Man bemerkt, daß beyde Geschlechter viel Witz und Verstand besitzen, und in allerhand mechanischen Künsten durch ihre Geschicklichkeit sich auszeichnen. Dieß beobachtet man besonders an Personen, die sich den Wissenschaften widmen; sie zeigen, so lange sie noch jung sind, einen Scharfsinn, der in andern Ländern erst nach einer mehrjährigen Anstrengung erworben wird. Aber dieses glückliche Talent dauert nicht länger, als bis zwi-

schen dem zwanzigsten und dreyßigsten Jahre, und hernach nimmt es eben so schnell wieder ab, als es zuvor aufgekeimt war; und oft hemmt eine natürliche Trägheit ihre Fortschritte in den Wissenschaften noch früher.

Die Haupturſache dieſer kurzen Dauer so viel verſprechender Talente, und der Trägheit, die bey dieſen hoffnungsvollen jungen Leuten so oft plötzlich ihre ganze Thätigkeit aufhebt, iſt ohne Zweifel der Mangel an ſchicklichen Gegenſtänden der Uibung ihrer Kräfte, und die wenige Hoffnung, die ſie haben, durch einen ihren Fähigkeiten angemeßenen Poſten belohnt zu werden; denn da das Land weder eine Seemacht, noch auch Landmiliz hat, und der bürgerlichen Aemter ſehr wenige ſind, ſo darf man ſich nicht verwundern, daß der Mangel an Ausſichten, ſein Glück dadurch zu machen, den Eifer zur Betreibung der Wiſſenſchaften vermindert, und ſie zum Vorläufer des Laſters, dem Müſſiggange, verführt. Eben ſo geht es in den mechaniſchen Künſten, in welchen ſie aus denſelben Urſachen früh ſich auszeichnen, und in kurzem unbrauchbar werden.

Wohlthätigkeit iſt eine Tugend, die allen Einwohnern von Carthagena eigen ſeyn ſoll, und wenn ſie dieſelbe nicht ſo oft gegen die Europäer ausübten, die hierher kommen, um, wie man ſagt, ihr Glück zu ſuchen, ſo würden dieſelben meiſtentheils im Elend umkommen. Da dieß ſo allgemein bekannt iſt, ſo müſſen wir noch einige Worte zu Berichtigung dieſer Vorſtellung hinzufügen, um diejenigen von einem unüberlegten Schritte abzuhalten, die mit einem vielleicht leidlichen Zuſtande in ihrem Vaterlande nicht zufrieden ſind, und ſich

einbilden, daß ihr Glück schon gemacht ist, so bald sie den Fuß nach Westindien setzen.

Die Leute am Bord der Gallionen, die man Pulizonen nennt, sind Menschen ohne Amt, Vermögen oder Empfehlung, die ihr Vaterland als Flüchtlinge verlassen, und ohne Erlaubniß der Beamten in ein Land gehn, wo sie wildfremd sind, um da ihr Glück zu suchen. Diese Leute streifen nun in den Straßen herum, und sehen sich vergeblich nach einer Wohnung, oder nach Speisen für sich um, bis sie zuletzt gezwungen sind, in dem Franziskanerhospitale ihre Zuflucht zu suchen, wo sie nicht etwa so viel, um den Hunger zu stillen, sondern um gerade das Leben zu fristen, von einer Art Brey aus Cassave bekommen, den selbst die Eingebohrnen nicht essen wollen, und der jedem daran noch nicht gewöhnten Gaumen noch um vieles mehr widerstehn muß. — Ihre Schlafstelle müssen sie am Eingange öffentlicher Gebäude und an Kirchthüren suchen, bis ihr gutes Glück ihnen einen Kaufmann zuführt, der auf das Land zu gehn im Begriff ist, und der sie miethet, wenn er gerade einen Knecht braucht; denn den Kaufleuten in der Stadt fehlt es nicht an Leuten, und es fällt ihnen daher nicht ein, solche Abentheurer zu sich zu nehmen. Von dem abweichenden Klima angegriffen, von der schlechten Nahrung geschwächt, von dem gänzlichen Fehlschlagen ihrer romantischen Hoffnungen gequält und niedergebeugt, gerathen sie in das größte Elend; unter andern befällt sie ein Uibel, welches man in Carthagena Chapelanada, oder die Krankheit der Chapitonen nennt, und sie können nichts dagegen thun, als die göttliche Vorsehung anzurufen, denn Niemand, wer nicht bezahlen kann, wird in dem Hospital St.

Juan de Dios aufgenommen. — In diesem Zeitpunkte zeigt sich nun die Mildthätigkeit der Einwohner. Die Negerinnen und Mulattinnen und andere freye Weiber lassen sich von ihrem bejammernswürdigen Zustande rühren, nehmen sie in ihren Häusern auf, und pflegen sie mit der größten Aufmerksamkeit. Stirbt Einer, so wird er durch milde Beyträge ordentlich beerdigt, und man läßt sogar Messen für ihn lesen. Die gewöhnliche Folge dieser wohlthätigen Behandlung ist, daß der Chapitone nach seiner Genesung in der ersten Hitze der Dankbarkeit die wohlthätige Negerinn oder Mulattinn, oder eine ihrer Töchter heirathet; so ist er nun ansässig, aber oft in einer viel schlimmern Lage, als er in seinem Vaterlande war, wenn er auch da bloß von seinem Verdienste leben mußte. Man darf aber nicht glauben, daß jene Wohlthätigkeit bloß durch die Hoffnung auf eine Heirath mit dem Chapitone bewürkt werde, denn es trifft sich auch bisweilen, daß der Genesene eine solche Verbindung verschmäht, ohne dadurch die Unterstützung seiner Wohlthäterinn einzubüßen.

Wer in der Stadt bleibt, wird entweder durch eine solche Heirath fixirt, oder er wird Wasserträger, oder ergreift ein ähnliches gemeines Gewerbe, wo er so viel arbeiten muß, und so wenigen Lohn bekommt, daß seine Lage im Vaterlande wirklich höchst elend gewesen seyn muß, wenn er nicht Ursache haben sollte, es zu bereuen, daß er es verlassen hat. Wenn sie den ganzen Tag über, und einen Theil der Nacht durch sich geplagt haben, so besteht ihre ganze Erquickung in etwas Bananas, einem Kuchen von Mais oder Cassave, der statt Brod dient, und einem Schnittgen Ca-

sajo oder Pökelfleisch; und weisses Brod bekommen sie das ganze Jahr über nicht zu sehn.

Andere Unglückliche der Art, und zwar nicht wenige gehen auf das Land, ziehen in ein Bujio oder Strohhütte, wo sie nicht viel besser, als das Vieh leben, und erbauen auf einem kleinen Gebiethe Gewächse, die ihnen gerade zur Hand sind, und von deren Verkaufe sie sich nähren.

Unter den hiesigen Sitten, welche von denen der Europäer abweichen, steht der Gebrauch des Branntweins, der Chokolade, des Gebacknen und des Rauchtabaks oben an.

Das Branntweintrinken ist so gemein, daß auch die ordentlichsten und nüchternsten Personen von jedem Range niemahls unterlassen, des Morgens um eilf Uhr ein Glas voll zu trinken, indem sie für den Branntwein anführen, daß er den Magen stärkt, eine reichliche und anhaltende Ausdünstung bewirkt, und den Appetit schärft. Hacer las once, elfe machen, heißt so viel, als Branntweintrinken, und manche hören den ganzen Tag über nicht auf, elfe zu machen, so sehr ist der Genuß dieses Getränks, welches in gehörigem Maße getrunken, in diesem Lande für die Gesundheit sehr zuträglich seyn soll, zum Laster geworden.

Die Chokolade ist hier zu Lande unter dem Nahmen Cocoa bekannt, und ist so gewöhnlich, daß jeder Neger zu seinem Frühstück eine Tasse davon trinkt, und die Negerweiber verkaufen sie gekocht auf den Strassen, die Portion zu acht Pfennigen. Doch wird unter diesen Leuten meistentheils hauptsächlich Mais darunter genommen; wer aber eine bessere Sorte trinken will, kann sie so gut und so rein haben, als in Spanien. Die Begüterten trinken sie gewöhnlich eine Stunde nach dem

Mittagsessen, und essen allemahl etwas dazu. — Auch essen sie viel Zuckergebacknes und Honig, und sie trinken kein Glas Wasser, wenn sie nicht zuvor etwas Confect genossen hätten. Den Honig zieht man aber wegen seiner reinen Süßigkeit, den eingemachten Früchten und dem Confecte vor.

Die eingemachten Früchte ißt man gewöhnlich mit Weißbrod; den Honig aber streicht man auf Cassavekuchen.

Die Liebhaberey zum Rauchtabak ist nicht minder allgemein, und findet sich bey Personen von jedem Range, so wie von jedem Geschlechte. Die Damen und andre weisse Frauen rauchen nur in ihren Häusern; die Männer überhaupt aber, so wie die Frauen der andern Kasten beobachten diese Einschränkung nicht. Man wickelt die Tabaksblätter wie ein Röhrchen zusammen, und raucht so. Die Weiber haben noch eine eigene Art, den Dampf recht zu schmecken. Sie nehmen nähmlich das angezündete Ende der Rolle in den Mund, und rauchen so eine Weile fort, ohne von dem Feuer incommodirt zu werden. Wenn man Jemanden seine Ehrfurcht bezeigen will, so zündet man ihm die Pfeife an; sie dann auszuschlagen, wäre eine Grobheit, die man nicht leicht leidet, und man nimmt sich daher sehr in Acht, daß man nicht Jemanden eine Pfeife anbiethet, der nicht Taback raucht.

Eine der Lieblingsvergnügungen der Eingebohrnen ist ein Ball, oder Fandango nach der Sitte des Landes. In vornehmern Häusern wird ein Ball sehr regelmäßig gehalten; man eröffnet ihn mit spanischen Tänzen, und läßt hierauf Tänze des Landes folgen, die nicht ohne Geist und Anmuth sind.

Die Fandangos oder Bälle des gemeinen Volks bestehn vorzüglich in Wein- und Branntweintrinken, mit unsittlichen und schaamlosen Bewegungen und Gesticulationen; oft entstehen bey solchen Trinkgelagen blutige Händel. Wenn ein Fremder von Range die Stadt besucht, so gibt er gemeiniglich die Kosten dazu her, denn da Jedermann frey eintreten kann, und es an Getränk nicht fehlt, so kann er sich mit Zusehn sehr gut amüsiren.

Ihre Begräbnisse und Trauer sind auch etwas sonderbar, und sie suchen bey diesen Gelegenheiten ihre Größe und ihren Rang zu zeigen, oft freylich auch auf Kosten ihrer Ruhe. Ist der Verstorbene eine Person von Stande, so wird sein Leichnam auf ein prächtiges Castrum doloris gelegt, welches in dem besten Zimmer des Hauses errichtet worden ist, zwischen brennenden Fackeln. Auf diese Art liegt die Leiche vier und zwanzig Stunden und länger, und bekommt dabey alle Stunden einen Besuch von der Familie; dabey sind auch gemeine Weiber, die den Verstorbenen bejammern müssen. Bey dem Begräbnisse werden ähnliche Klaggesänge erhoben; und nachher wird die Trauer im Hause noch neun Tage fortgesetzt.

Die französischen Mathematiker kamen den 16ten November 1735 in Carthagena an, wo sie sich mit den spanischen Gelehrten verbanden; und den 24sten schifften sie sich sämmtlich an Bord einer französischen Fregatte nach Portobello ein. Die Reise war kurz und angenehm, und den 29sten desselben Monaths gingen sie bey Portobello vor Anker.

Die Stadt St. Philipp de Portobello liegt ihren Beobachtungen zufolge unter 9 Grad 34

Minuten 35 Secunden nördlicher Breite. Ihr Hafen wurde den 4ten November 1502 von Christoph Columbus entdeckt, welcher den Umfang, die Tiefe und die Sicherheit desselben so vortheilhaft fand, daß er ihn Portobello oder schöner Hafen nannte.

Die Stadt liegt nahe an der See an dem Abhange des Gebirges, welches den Hafen umgibt. Viele Häuser sind ganz von Holz, bey manchen aber ist die erste Etage steinern, und die übrigen hölzern. Es sind ihrer ungefähr hundert und dreyßig an der Zahl, und die meisten sind groß und geräumig. Die Jurisdiction verwaltet ein Gouverneur, der den Titel eines Generallieutenants führt und unter dem Präsidenten von Panama steht. Oestlich von der Stadt ist ein Distrikt, der Guinea heißt, weil hier alle Neger, Sklaven sowohl, als Freye wohnen. Dieser Distrikt ist stark bewohnt und wenn die Gallionen im Hafen liegen, so werden die meisten Häuser an Fremde vermiethet.

Zwischen der Stadt und dem Fort Gloria ist eine lange Reihe Baraken errichtet, worin vorzüglich Schiffer wohnen, die Confitüren und andere Eßwaaren, die sie aus Spanien herbringen, verkaufen. Nach dem Jahrmarkte aber, wenn die Schiffe abgesegelt sind, werden diese Hütten alle weggerissen, und in der Stadt herrscht nun wieder die gewöhnliche Stille und Einförmigkeit.

Der Hafen Portobello ist für alle Arten von Schiffen außerordentlich bequem, und wenn gleich sein Eingang sehr breit ist, so wird er doch durch das Fort St. Philipp de todo Ferro sehr gut beschützt. Es steht an der nördlichen Spitze der Einfahrt, die ungefähr 600 Faden breit ist. Da die Südseite voller Felsenriffe ist, die sich eine

Strecke vom Ufer ins Meer ausdehnen, so müssen die Schiffe sich gegen Norden, in den tiefsten Theil des Kanals halten, der in der Mitte des Einganges befindlich ist.

An der Südseite des Hafen, dem Ankerplatze gegen über war ein starkes Fort, Nahmens Sant Jago de la Gloria; etwa hundert Faden westwärts davon fängt die Stadt an, die vor sich eine Landspitze hat, welche sich in den Hafen hinaus erstreckt. Auf dieser Landspitze stand noch ein kleines Fort St. Jerom genannt. Beyde wurden vom Admiral Vernon zerstört, der sich im Jahre 1739 des Hafens bemeisterte.

Unter den Bergen, die den ganzen Hafen von Portobello umgeben, und von St. Philipp de todo Ferro, oder dem eisernen Fort anfangen, und ohne an Höhe abzunehmen bis zur entgegengesetzten Spitze sich erstrecken, ist vorzüglich einer wegen seiner ausgezeichneten Höhe merkwürdig, welcher der ganzen Gegend als Wetterprophet dient, indem er jede Veränderung des Wetters richtig ankündigt. Dieser Berg führt den Nahmen Capiro und steht an der äußersten Spitze des Hafens, am Wege nach Panama.

Sein Gipfel ist beständig mit einem ungemein dichten und dunkeln Nebel bedeckt, und von diesem Nebel, der Capillo heißt, hat man ihm wahrscheinlich seinen Nahmen gegeben, und ihn nachmahls in Capiro verwandelt. Wird diese Nebelkappe dicker und schwärzer, und sinkt sie unter ihre gewöhnliche Stelle herab, so ist dieß ein sicheres Zeichen, daß ein Sturm im Anzuge ist; ist sie aber hell und hoch, so kündigt sie gutes Wetter an. Indessen muß bemerkt werden, daß diese Verän-

derungen sehr häufig und fast augenblicklich vor sich gehn.

Das Gebieth des Gouverneurs von Portobello erstreckt sich über die Stadt und die Forts; das benachbarte Land, welches auch dazu gehören könnte, ist voll von Bergen und undurchdringlichen Waldungen, in denen nur hier und da ein kleiner Meyerhof ist.

Das ungesunde Klima von Portobello ist in ganz Europa hinreichend bekannt. Nicht nur Fremde, die hierher kommen, werden davon angegriffen, sondern auch selbst die Eingebohrnen leiden verschiedentlich darunter. Es vernichtet die Lebhaftigkeit des Temperaments, und schneidet oft zu frühzeitig den Faden des Lebens ab. Die Hitze ist außerordentlich stark, und wird dadurch noch verstärkt, daß die Stadt rings mit Bergen umgeben ist, so daß keine Winde durchdringen und die Luft erfrischen können. Die Bäume stehen auf diesen Gebirgen so dicht, daß sie die Strahlen der Sonne nicht durchlassen, und der Boden gar nicht austrocknet, eben so sammelt sich hier das Regenwasser an, und veranlaßt sehr schädliche Ausdünstungen. Hat die Sonne eine Weile mit ihrer vollen Kraft geschienen, so daß die Oberfläche des Landes etwas trocken geworden ist, so sammeln sich auch schon wieder schwere Wolken, die in kurzem neue Regengüsse herabschicken. Diese Regenströme sind meistens mit einem solchen Ungewitter begleitet, welches selbst den Entschlossensten in Furcht und Schrecken setzt.

Durch dieß üble Wetter, das für gewöhnlich herrscht, und durch die Strapazen, die der Schiffer bey dem Ausladen der Schiffe auszustehen hat, wird er erschöpft und kränklich, und er nimmt,

um seine Lebensgeister zu stärken, seine Zuflucht zum Brandtweine, den er bey solchen Gelegenheiten in ungeheurer Quantität zu sich nimmt. Die schwere Arbeit, das unmäßige Trinken und das ungesunde Klima, dieß alles zusammen genommen ist hinreichend, die beste Gesundheit zu zerstören und die schweren Krankheiten herbeyzuführen, die in diesem Lande so gewöhnlich sind. Doch nicht nur der Schiffer ist diesen Krankheiten unterworfen; auch die, welche nicht auf der See zu Hause sind, und keine schweren Arbeiten haben, werden davon angegriffen: ein hinreichender Beweis, daß die zwey andern genannten Ursachen nur Nebenumstände sind, wiewohl sie freylich die Entstehung der Krankheit begünstigen und dieselbe verschlimmern. Man hat zu verschiedenen mahlen Aerzte von Carthagena hierher geschickt, in der Voraussetzung, daß sie die beste Behandlungsart der Krankheiten dieses Landes am ersten kennen müßten; allein die Erfahrung hat diesen Erwartungen so wenig entsprochen, daß die Gallionen oder andere europäische Schiffe, die eine Zeitlang hier vor Anker liegen, selten wieder fortschiffen, ohne die Hälfte, oder wenigstens ein Drittheil ihrer Mannschaft begraben zu haben, und daher ist die Stadt mit vollem Rechte das Grab der Spanier genannt worden.

Die Zahl der Einwohner von Portobello ist wegen des geringen Umfanges der Stadt und ihres ungesunden Klimas, sehr unbeträchlich, und der größte Theil derselben besteht aus Negern und Mulatten, indem es kaum dreyßig weisse Familien hier gibt; denn Jeder, der sich durch den Handel ein hübsches Vermögen erworben hat, geht

nach Panama, und in Portobello bleibt Niemand, wer nicht gerade muß.

Die Lebensmittel sind in Portobello ziemlich selten, und folglich auch theuer, vorzüglich während des Jahrmarktes und der Anwesenheit der Gallionen, wo der Proviant von Carthagena und Panama hierher geschickt werden muß. Das Einzige, was man hier im Ueberfluß hat, sind die Fische, die man von verschiedenen Sorten und von sehr guter Qualität findet. Auch ist ein Ueberfluß von Zuckerrohr da, so daß die Chakaras oder die kleinen Meyerhöfe, wenn man ihnen anders diesen Nahmen geben soll, davon erbaut sind.

Frisches Wasser hat die Stadt genug, indem mehrere Bäche von den Bergen herabkommen, und theils bey der Stadt vorbey fließen, theils sie durchschneiden. Dieses Wasser ist sehr leicht und scharf, und macht denen, die daran gewöhnt sind, guten Appetit: eine Eigenschaft, die in andern Ländern sehr vortheilhaft ist, hier aber für die Gesundheit nachtheilig wirkt; denn hier zu Lande scheint dasjenige, was an und für sich gut ist, verderblich zu werden. Das Wasser ist, unstreitig zu fein und zu angreifend für den Magen der Einwohner, und bringt Durchfälle hervor, mit denen sich meist alle Krankheiten endigen, und in denen der Patient sehr selten mit dem Leben davon kommt. Die Bäche, die von den Bergen herab kommen, bilden kleine Reservoirs, und durch den Schatten der umstehenden Bäume wird hier die Kühlung noch verstärkt; hier baden sich alle Einwohner der Stadt jeden Tag vor Mittage, und die Europäer folgen ihnen in dieser angenehmen und für die Gesundheit so vortheilhaften Sitte nach.

Da die Wälder dicht an die Stadt gränzen,

so machen die Tiger des Nachts oft Einfälle, und rauben Geflügel, Hunde und andere Hausthiere; bisweilen werden ihnen selbst Kinder zur Beute, und es ist gewiß, daß diese Thiere, wenn sie einmahl Menschenfleisch gekostet haben, es jedem andern Fleische vorziehen. Außer den Schlingen, die man ihnen gewöhnlich legt, sind die Neger und Mulatten auch sehr geschickt sie zu jagen, und manche derselben suchen sie, der kleinen Belohnung halber, selbst in ihrem Lager auf. Die Waffen, deren man sich hierzu bedient, sind nur eine Lanze, zwey oder drey Ellen lang, von einem sehr festen Holze, mit einer scharfen Spitze; und eine Art Säbel, ohngefähr drey Viertelellen lang. So gewaffnet, und mit einem kurzen Mantel bekleidet, warten sie bis das Thier auf sie los kommt. Bisweilen will der Tiger sich in keinen Kampf einlassen; doch sein Gegner gibt ihm dann einen kleinen Schlag mit der Lanze, um, während er sich dagegen in Vertheidigung setzt, ihm einen sichern Streich beybringen zu können; denn indem er mit der einen Tatze die Lanze ergreift, und mit der andern nach dem Arme schlägt, durchbohrt ihn die Lanze. Dann bringt der gewandte Jäger dem Tiger einen Streich mit dem Säbel bey, und haut ihm die Kniegelenke entzwey; dieser zieht sich sogleich wüthend zurück, beginnt aber den Kampf von neuem, bis ein zweyter Streich in seiner gefährlichsten Waffen beraubt, und ihn bewegungslos hinstreckt. Der Jäger tödtet ihn sodann nach seiner Bequemlichkeit, und nachdem er ihm die Haut abgezogen, Kopf und Füße abgehauen hat, kehrt er nach der Stadt zurück, indem er seine Siegeszeichen zur Schau trägt.

Unter der großen Mannichfaltigkeit von Thie-

ren in diesem Lande ist der Perigo Ligero oder der hurtige Peter, wie man dieses Thier, seiner außerordentlichen Trägheit wegen, spottweise nennt, eines der merkwürdigsten. Dieß eckelhafte Geschöpf ist den Naturkundigen unter dem Nahmen des Faulthiers wohl bekannt. Jede seiner Bewegungen ist mit einem so kläglichen, und dabey so unangenehmen Geschrey begleitet, daß er zugleich Mitleid und Widerwillen erregt. In diesem Geschrey besteht seine ganze Schutzwehr; denn, da es bey der ersten feindlichen Annäherung eines Thieres zu entfliehen pflegt, so macht es bey jeder Bewegung ein solches Geheul, das seinem Verfolger selbst unerträglich ist, der so weit flieht, bis er den gräßlichen Ton nicht mehr hört. Dieses Geschrey macht es sowohl während der Bewegung, als während der Ruhe, indem es geraume Zeit still liegen bleibt, ehe es seinen Weg fortsetzt. Die Nahrung dieses Thiers besteht gewöhnlich in Baumfrüchten; und kann es auf der Erde keine finden, so sucht es einen wohlbeladenen Baum auf, den es mit großer Mühe erklettert; um aber sich die Mühe zu ersparen, zum zweytenmahl hinaufzusteigen, pflückt es alle Früchte ab, und wirft sie auf die Erde; eben so, um der Mühe des Herabsteigens überhoben zu seyn; rollt es sich in eine Kugel zusammen, und stürzt sich vom Baume herunter. Am Fuße dieses Baumes bleibt es liegen, bis alle Früchte aufgezehrt sind, und geht nicht eher von der Stelle, als bis der Hunger es zwingt, sich von neuem Nahrung zu suchen.

Die Schlangen sind hier sehr zahlreich, und sehr gefährlich. Auch wimmelt es von Kröten, nicht allein in Morästen, sondern selbst in den Straßen, in den Häusern, und auf allen offenen

Plätzen überhaupt. Abscheulichers kann man sich nichts vorstellen, als ihr Geschrey, während der Nacht, in allen Gegenden der Stadt, in Wäldern und in den Höhlen der Berge.

Portobello, wegen seiner ungesunden Luft, der Theurung der Lebensmittel, und der Unfruchtbarkeit seines Bodens so schlecht bewohnt, wird bey der Ankunft der Gallionen einer der volkreichsten Plätze in ganz Südamerika. Ihrer Lage auf der Landenge, zwischen der Süd- und Nordsee, der Güte ihres Hafens, und ihrer geringen Entfernung von Panama, verdankt sie den Vorzug des auf ihrer Messe concentrirten Handelsverkehrs von Spanien und Peru.

Sogleich nach empfangener Nachricht in Carthagena, daß die Peruflotte zu Panama ausgeladen hat, eilen die Gallionen nach Portobello, um den aus der Unthätigkeit entspringenden Krankheiten zu entgehen. Durch den Zusammenfluß von Menschen bey dieser Gelegenheit steigt die Miethe der Logis zu einem unmäßig hohen Preis; ein mittelmäßiges Zimmer, mit einem Kabinet, kostet tausend, und einige große Häuser vier, fünf, bis sechs tausend Kronen.

So bald die Schiffe im Hafen vor Anker gelegt haben, wird ein viereckigtes Zelt von Segeln aufgeschlagen, um die Ladung aufzunehmen; bey deren Landung die Eigenthümer der Güther, um ihre Ballen in Anspruch zu nehmen, gegenwärtig sind. Diese werden von der Mannschaft eines jeden Schiffs auf Schleifen nach ihren respektiven Plätzen gebracht.

Während die Matrosen und die europäischen Handelsleute solchergestalt beschäftigt sind, bedecken das Land Züge von Mauleseln aus Panama

mit

mit Gold- und Silberkisten, für Rechnung der Kaufleute von Peru, beladen; doch, ungeachtet all dieses Gewühls und Wirrwarrs, weiß man nie etwas von Diebstahl, Verlust oder Unordnung. Wer Portobello zu andern Zeiten gesehen hat, öd, arm, überall ein ewiges Stillschweigen herrschend; den Hafen ganz leer, und jeden Platz einen melancholischen Anblick darstellend, muß bey der plötzlichen Veränderung, wenn er das Getümmel der Menge, jedes Haus vollgedrängt, Plätze und Straßen voller Ballen und Gold- und Silberkisten, und den Hafen, voll von Schiffen und Fahrzeugen, erblickt, mit Erstaunen erfüllt werden. Kurz, er wird einen Erdfleck sehen, zu andern Zeiten, wegen seiner tödtlichen Eigenschaften verabscheuet, jetzt der Stapelplatz von den Reichthümern der alten und neuen Welt, und der Schauplatz des beträchtlichsten Handels auf dem ganzen Erdball.

Bald nachdem die spanischen und französischen Mathematiker zu Portobello angekommen waren, sandten sie dem Präsidenten von Panama Nachricht davon, und ersuchten ihn, einige von den Fahrzeugen zu senden, deren man sich zur Fahrt auf dem Fluß Chagre bedient, um sie nach Panama zu bringen, indem ihre Instrumente die Reise durch die engen Felsenklüfte, die von Portobello nach dieser Stadt führen, für sie unmöglich machten. Er willfahrte sogleich ihrem Ansuchen, und sandte auf der Stelle zwey Fahrzeuge nach Portobello ab, an deren Bord sie sich insgesammt den 22sten December einschifften, zum Hafen hinausruderten, und Abends um vier Uhr bey dem Zollhause, an der Mündung des Flusses Chagre, landeten.

Dieser Fluß entspringt in den Gebirgen bey der Stadt Cruces; sein Eintritt in die Nordsee wird von einem Fort, auf einem steilen Felsen, nahe am Meerufer, an der Ostseite des Flusses gelegen, vertheidigt. Ungefähr zwanzig Ruthen von diesem Fort liegt die Stadt San Lorenzo de Chagres.

Nichts übertrifft vielleicht die Aussichten, die die Ströme dieses Landes darstellen. Die fruchtbarste Einbildungskraft eines Mahlers kann die Pracht der Landschaften, die man hier erblickt, nie erreichen. Die Büsche, die die Ebenen beschatten, und ihre Zweige bis zum Strome ausbreiten, sind von einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Geschöpfen bewohnt. Die verschiedenen Gattungen von Affen, hier truppweise von Baum zu Baum hüpfend, von den Aesten herabhangend; dort sechs bis acht zusammengekettet, um über einen Fluß zu setzen; die Mütter, mit ihren Jungen auf den Schultern, wunderliche Posituren und tausenderley Grimassen machend, werden vielleicht denjenigen, die sie nie gesehen haben, als Erdichtung vorkommen. Doch noch weit mehr Ursache zur Bewunderung bekommen wir beym Anblick der Vögel, wovon es hier eine erstaunliche Menge gibt; deren Gefieder mit allen Farben des Regenbogens schimmert.

Bey ihrer Ankunft zu Cruces wurden sie von dem Alkalden der Stadt unterhalten, und den 27sten setzten sie ihre Reise nach Panama fort, das sie Abends erreichten. Zuerst machten sie dem Präsidenten ihre Aufwartung, der sie sämmtlich aufs freundlichste empfing.

Einige unumgänglich nothwendige Vorbereitungen hielten sie, wider Erwarten, längere Zeit

zu Panama auf. Doch, nachdem endlich alle Schwierigkeiten überwunden waren, schifften sie sich in der Bay von Panama ein, und richteten ihren Lauf nach dem Flusse Guayaquil.

Panama liegt auf der Landenge gleiches Nahmens, deren Küste von der Südsee bespült wird, und zwar, nach den, von unsern Mathematikern hier angestellten Beobachtungen, unter 8 Grad, 5 Min. 48½ Sec. nördlicher Breite. Was ihre Länge betrifft, so ist es noch immer zweifelhaft, ob sie auf der Ost- oder Westseite des Meridians von Portobello liegt.

Zu der Zeit, als unsre Meßkünstler diese Stadt besuchten, waren die Häuser, im Ganzen genommen, von Holz, von einem Stockwerk, mit Ziegeln gedeckt, aber geräumig; ihre Anlage, so wie die Symmetrie ihres Baues, gewährten einen schönen Anblick; wenige waren von Stein. Die Straßen der Stadt sowohl, als der Vorstädte, sind gerade, breit, und meistentheils gepflastert.

In dieser Stadt ist ein Gerichtshof, oder königliche Audienz, worin der Statthalter von Panama den Vorsitz hat. Mit diesem Amte ist die Generalcapitainsstelle von Terra firma verknüpft, die insgemein einem Officier von Auszeichnung ertheilt wird, obgleich sein gewöhnlicher Titel Präsident von Panama ist. Hier ist ein Bißthum, und ein Inquisitionsgericht, das von dem Inquisitionstribunal zu Carthagena angeordnet wird.

Den Hafen dieser Stadt bilden verschiedene Eilande auf ihrer Rhede, nahmentlich Isla de Nosa, de Perico, und Flamencos; bey dem zweyten befindet sich der Ankerplatz, der daher Perico genennt wird. Die Schiffe liegen hier sehr sicher,

und ihre Entfernung von der Stadt beträgt ungefähr eine halbe bis drey Viertelmeilen. Sowohl die Rhede, als die ganze Küste, wimmelt von einer großen Mannigfaltigkeit vortrefflicher Fische, worunter zwey Gattungen Austern von verschiedener Größe sind; die kleinere hat bey weitem den Vorzug vor der größern.

Auf dem Boden des Meeres gibt es Perlen in großer Menge, und die Austern, worin sie gefunden werden, sind vorzüglich schmackhaft. Die Perlenfischerey ist für die Einwohner sämmtlicher Inseln in dieser Bay von großem Vortheil.

Der Hafen von Perico ist der Sammelplatz der Peruflotte, während der Meßzeit. Nie ist er leer von Barken, mit Lebensmitteln aus den Häfen von Peru beladen, und von einer großen Anzahl von Küstenfahrzeugen, die von hier aus nach Choco, und zum Theil nach der westlichen Küste des Königreichs gehen.

Die Einwohner von Panama kommen mit denen von Carthagena in ihren Neigungen sehr überein, außer, daß sie sparsamer und verschlagner sind; die Frauenzimmer ahmen den Putz der peruanischen Damen nach. Sie tragen Gürtel, und fünf bis sechs Rosenkränze, oder Reihen von feinen Knöpfen um den Hals, mit zwey oder mehrern goldnen Ketten, woran Reliquien herabhängen. Am Arme tragen sie goldne Armbänder, und Perlen oder Korallenschnuren.

Lebensmittel aller Art sind in dieser Stadt und ihrem Gebiethe sehr theuer, was durch die erforderliche große Menge, und die weite Entfernung, aus der sie herbey gebracht werden, verursacht wird; doch dieß wird durch die Menge und den Werth der Perlen, die in den Austern des

Meerbusens gefunden werden, reichlich ersetzt, und besonders durch die bey den Eilanden del Rey Tabago, und andern, an der Zahl drey und vierzig, die einen kleinen Archipel ausmachen. In der Nähe von Panama gibt es wenig Personen von Vermögen, die nicht alle, oder wenigstens einen Theil ihrer Sklaven mit dieser Fischerey beschäftigten. Da die Art und Weise, wie man dabey zu Werke geht, nicht allgemein bekannt ist, so wird eine Beschreibung davon hier nicht am unrechten Orte stehen.

Die Eigenthümer der Neger brauchen zu dieser Fischerey die tüchtigsten Leute. Da sie im Grunde des Meeres verrichtet wird, so müssen sie geübte Schwimmer, und dabey im Stande seyn, den Athem eine geraume Zeit lang an sich zu halten. Diese schicken sie nach den Eilanden, wo sie Hütten zu ihrer Wohnung, und Boote haben, die, unter dem Befehl eines Aufsehers, acht, zehn bis zwanzig Neger führen. In diesen Booten fahren sie nach solchen Stellen, wovon sie wissen, daß daselbst Perlen wachsen, und wo das Wasser nicht über funfzehn bis zwanzig Faden tief ist. Hier legen sie sich vor Anker. Nachdem sich die Neger ein Seil um den Leib, und mit dem andern Ende an der Seite des Boots befestigt haben, nehmen sie, zu Beschleunigung des Untersinkens, ein kleines Gewicht mit, und tauchen sich im Wasser unter. Wenn sie auf den Grund gekommen sind, nehmen sie eine Auster auf, und stecken sie unter den linken Arm, die zweyte halten sie in der linken, und die dritte in der rechten Hand; mit diesen drey Austern, und zuweilen mit noch einer im Munde, steigen sie wieder herauf, um Athem zu hohlen, und werfen sie in einen Sack. Nachdem sie eine

Zeit lang ausgeruht haben, und wieder zu Athem gekommen sind, tauchen sie zum zweytenmahl unter; und so fahren sie fort bis sie entweder ihr Tagewerk vollbracht haben, oder bis ihnen die Kräfte entgehn. Jeder Neger ist verbunden, seinen Herrn täglich eine gewisse, bestimmte Anzahl Perlen zu liefern. Haben sie nun die erforderliche Anzahl Austern in ihrem Sacke beysammen, so fangen sie an, sie zu öffnen, und überliefern die Perlen dem Aufseher, bis sie die, ihrem Herrn gebührende Anzahl zusammen gebracht haben. Der Uiberschuß ist das Eigenthum der Neger.

Außer dem mühsamen Herabreißen der, an den Felsen fest anhängenden Austern, sind die Neger auch in keiner geringen Gefahr von gewissen Gattungen Fische, die sie entweder wegschnappen, oder indem sie auf selbige losschießen, sie auf dem Boden zerquetschen. Die Fischerey an der ganzen Küste ist derselben Gefahr von diesen Fischen unterworfen; doch zeigen sie sich da weit häufiger, wo solche Reichthümer in Menge vorhanden sind. Die Taberonen und Tintoreten, die von außerordentlicher Größe sind, nähren sich von den Körpern dieser unglücklichen Fischer; und die Mantas, oder Quilts drücken sie entweder mit ihren Finnen zu tode, oder zerquetschen sie durch ihr ungeheures Gewicht.

Um sich gegen diese Thiere zu schützen, führt jeder Neger ein scharfes Messer bey sich, womit er, wenn der Fisch es wagt, ihn anzufallen, ihn an einer Stelle zu verwunden sucht, wo er keine Kraft hat, ihm zu schaden; worauf der Fisch sich sogleich davon macht. Die Aufseher haben ein wachsames Auge auf diese gefräßigen Kreaturen, und bey Erblickung derselben schütteln sie den Strick,

der um des Negers Leib befestigt ist, damit er auf seiner Huth seyn möge.

Außer diesen Perlen war das Königreich Terra firma vormahls nicht minder berühmt wegen des feinen Goldes, das aus seinen Bergwerken gezogen wurde, und folglich einen sehr beträchtlichen Zusatz zu seinen Reichthümern abgab. Ein Theil dieser Bergwerke lag in der Provinz Veraguas, ein anderer in der Gegend von Panama; aber die meisten und reichsten, und die zugleich das feinste Gold lieferten, lagen in der Provinz Darien, und waren deßhalb der beständige Gegenstand der Bergleute. Da aber die Indianer sich empörten, und sich zu Herren von der ganzen Provinz machten, sah man sich gezwungen, diese Bergwerke zu verlassen, wodurch der größte Theil derselben verloren ging. Nur wenige blieben auf der Gränze übrig, die noch immer eine kleine Quantität Gold liefern.

Unter den Thieren, die von den Einwohnern von Panama gegessen werden, gibt es eine Amphibiengattung, Guana genannt. Es gleicht an Gestalt einer Eidechse, ist aber beträchtlich größer, indem es gewöhnlich eine Elle lang ist. Es hat eine gelblichgrüne Farbe, doch auf dem Bauche ein hellers Gelb, als auf dem Rücken, wo das Grün hervorsticht. Gleich einer Eidechse hat es vier Füße; aber seine Klauen sind nach Verhältniß weit länger, sie sind durch eine Haut, die sie bedeckt, mit einander verbunden; diese Haut gleicht der Schwimmhaut bey den Gänsen, außer daß die Krallen an den Enden der Zehen weit länger sind, und aus der Haut ganz hervorragen. Es ist mit dünnen Schuppen bedeckt, die ihm ein rauhes Ansehen geben, und vom Kopfe bis zum An-

fang des Schwanzes, der gemeiniglich ungefähr drey Viertelellen lang ist, läuft eine Reihe aufrecht stehender Schuppen, jede eine bis sechs Linien breit, drey bis vier lang, und dergestalt von einander abgesondert, daß sie gleichsam eine Art von Säge ausmachen. Vom Ende des Halses aber, bis zur Wurzel des Schwanzes, werden die Schuppen allmählig kleiner, so daß sie an letzterm kaum sichtbar sind. Sein Bauch ist gegen seinen Körper unverhältnißmäßig groß; seine scharfen, spitzigen Zähne stehen von einander abgesondert. Auf dem Wasser geht es mehr, als es schwimmt, wobey ihm die Haut an seinen Füßen zu Hülfe kommt. Auf diesem Elemente besitzt es eine erstaunliche Geschwindigkeit, indem es in einem Augenblicke aus dem Gesichte ist; dagegen es auf dem Lande, obgleich vom Schwerfälligen weit entfernt, sich weit langsamer bewegt. Wenn es trächtig ist, schwillt sein Bauch zu einer ungeheuren Größe auf; und in der That legen sie oft sechzig Eyer auf einmahl, die ungefähr die Größe der Taubeneyer haben. Diese Eyer werden überall in Amerika, wo dieß Thier gefunden wird, für eine Delikatesse gehalten. Das Fleisch des Guana ist außerordentlich weiß, und wird sehr geschätzt; doch nicht leicht ist ein Europäer zum Genusse desselben zu bewegen.

Da jetzt alles zu ihrer Abreise in Bereitschaft war, schifften sie sich am Bord des St. Christoph, unter Anführung des Capitains Don Juan Manual Morel ein, und den 9ten März, ungefähr um drey Uhr Nachmittags, ankerten sie in der Mantabay, indem sie die Küste in Augenschein zu nehmen wünschten, um zu erfahren, ob durch Anlage der ersten Grundlinie in einer von ihren Ebenen

die Reihe der Dreyecke bis zu den Gebirgen in der Nachbarschaft von Quito fortgeführt werden könnte.

Dem zufolge stiegen sie Abends um sechs Uhr ans Ufer, und verfügten sich nach dem Flecken Monte Christo, ungefähr drey Viertelmeile von der Küste. Aber bald fanden sie geometrische Operationen hier unthunlich, indem das Land überall äußerst gebirgig, und mit ungeheuer großen Bäumen fast ganz bedeckt war; ein unübersteigliches Hinderniß für ein solches Unternehmen. Sie beschlossen daher, ihre Reise nach Guayaquil, und von da nach Quito fortzusetzen.

Die Bay von Manta war vormahls wegen einer beträchtlichen Perlenfischerey berühmt, die aber seit einiger Zeit aufgehört hat. Die Bay hat wahrscheinlich ihren Nahmen von der großen Menge Mantas in dieser Gegend, indem die Indianer aus dem Fange dieses Fisches ein Hauptgeschäft machen, den sie einsalzen und nach den innern Provinzen führen. Die Europäer können nicht umhin, ihre Geschicklichkeit in dieser Art von Fischerey zu bewundern, wobey sie folgendergestalt zu Werke gehen: Sie werfen einen Baumstamm, dergleichen sie sich zum Bau eines Flosses bedienen, ins Wasser, der ungefähr acht bis neun Ellen in der Länge, und anderthalb Fuß im Durchmesser hat. Dieser Baumstamm ist hinreichend, das Gewicht eines quer über dem einen Ende desselben liegenden Netzes, nebst dem Indianer zu tragen, der in aufrechter Stellung am andern Ende steht. Auf diesem schwankenden Fahrzeuge wagt er sich, bloß mit Hülfe eines einziges Ruders aufs Meer, ungefähr eine halbe Viertelmeile weit, wo er sein Netz auswirft. Ein anderer Indianer folgt ihm auf einem ähnlichen Baumstamme nach, faßt das

Seil, das an dem einen Ende des Netzes befestigt ist, wodurch das Ganze ausgespannt wird, und beyde Indianer rudern nach dem Lande zu, wo ihre Gehülfen sie erwarten, um das Netz ans Ufer zu ziehen. Bey diesem Geschäft ist die Geschicklichkeit und Gewandtheit der Indianer, um sich auf den runden Baumstämmen im Gleichgewicht zu erhalten, wirklich erstaunenswürdig; denn die beständige Bewegung der See macht es für sie durchaus nothwendig, ihre Stellung beständig zu verändern, und verschiedene Bewegungen mit dem Körper zu machen. Und was die Schwierigkeit noch mehr erhöhet, ist, daß der Indianer zu gleicher Zeit genöthigt ist, sowohl an sein Ruder, als an sein Netz zu denken, um es nach dem Lande zu ziehen.

Den 13ten März verließen sie die Bay von Manta, und segelten längs dem Ufer, nach dem Eiland de la Plata. Den 16ten ankerten sie in der Mündung des Flusses Tumbez, wo sie bis den 20sten blieben, dann früh um sechs Uhr unter Segel gingen, und um fünf Uhr Abends zu Guayaquil landeten, das unter 2 Grad, 11 Minuten, 21 Sec. südlicher Breite liegt.

Guayaquil ist von beträchtlichem Umfange, indem es längs dem Gestade des Flusses, vom untern Theile der alten Stadt, bis zum obern Theile der neuen eine Strecke von beynahe einer halben Viertelmeile in sich begreift; aber die Breite steht damit keinesweges im Verhältniß, da jedermann nach dem Besitz eines Hauses, nahe am Flusse, trachtet. Sämmtliche Häuser in beyden Städten sind von Holz gebauet, und viele mit Ziegeln gedeckt; obgleich die Dächer des größten Theils derselben in der alten Stadt bloß aus

Stroh bestehen. Doch, um der Verbreitung einer Feuersbrunst, wodurch diese Stadt mehrmahls hart mitgenommen worden ist, vorzubeugen, ist diese Bedachung nunmehr verbothen worden. Die meisten dieser Feuersbrünste hatten ihren Ursprung der Bosheit der Neger, um sich wegen gewisser, von ihren Herren über sie verhängten Strafen zu rächen, zu verdanken. Zur fernern Vorsicht gegen Feuerschaden, den sie sehr zu fürchten Ursache haben, stehen die Küchen zwölf bis funfzehn Schritt von den Häusern, mit welchen sie vermittelst eines langen, offenen Ganges, gleich einer Brücke, Gemeinschaft haben, der aber so leicht gebauet ist, daß er, bey dem geringsten Ausbruch des Feuers in der Küche, im Augenblick niedergerissen, und das Haus dadurch gerettet werden kann.

Der Boden, worauf die neue Stadt gebauet ist, und die Savannen in ihrer Nachbarschaft lassen sich, während des Winters, weder zu Fuß, noch zu Pferde bereisen; denn da er aus einer schwammigen Kalkerde besteht, so ist er überall so flach, daß kein Abhang, um das Wasser abzuleiten, da ist; daher bey dem ersten Regen alles weit und breit überschwemmt wird. In dieser Rücksicht hat die alte Stadt den Vorzug, indem es auf einen sandigen Boden gebaut worden, der stets gangbar ist. Zur Vertheidigung der Stadt dienen drey Forts, zwey am Flusse, nahe bey der Stadt, und das dritte hinter derselben, das den Eingang einer Bergschlucht bewacht. Diese sind sämmtlich nach der neuern Befestigungsart errichtet; ehe sie aber aufgeführt wurden, hatte die Stadt bloß eine Platform, die auch in der alten Stadt noch übrig geblieben ist. Alle Kirchen und Klöster sind von Holz, ausgenommen das von

St. Domingo, das noch immer in der alten Stadt steht, und von Stein erbauet ist, da der Boden in dieser Gegend hinreichend fest ist, um steinerne Gebäude zu tragen.

Die Stadt und ihr Gerichtsbezirk stehen unter einem Corregidor, der vom König ernennt wird, und sein Amt fünf Jahre lang behält. Ungeachtet er dem Präsidenten und der Audienz von Quito untergeordnet ist, ernennt er doch die Deputirten in den verschiedenen Departements seiner Gerichtsbarkeit, sowohl für das Policeywesen, als für die bürgerliche Verwaltung. Guayaquil hat, nach Verhältniß seines Umfangs, eben so viel Einwohner, als irgend eine Stadt in ganz Amerika, indem der beständige Zufluß von Fremden, die durch den Handel hierher gezogen werden, zur Vermehrung der Volksmenge, die insgemein auf zwanzigtausend geschätzt wird, nicht wenig beyträgt.

Ob es gleich hier eben so heiß ist, wie zu Panama und Carthagena, so unterscheidet sich das Klima doch durch die Farbe der Einwohner; und wenn ein gewisser Schriftsteller mit Anspielung auf die Aehnlichkeit, die diese Gegend mit den Niederlanden in Europa hat, sie die Niederlande des Aequators nennt; so verdient sie mit gleicher Schicklichkeit die Benennungen wegen der besondern Eigenschaft, daß alle Eingebohrne, außer die von vermischtem Geblüte abstammen, eine frische Farbe und so feine Gesichtszüge haben, daß sie mit Recht die schönsten, sowohl in der Provinz Quito, als auch in ganz Peru, genannt zu werden. Zu diesen persönlichen Vorzügen, womit die Natur die Einwohner auf eine so ausgezeichnete Art beschenkte, hat sie noch den nicht minder gefälligen Reiz

des feinen Geschmacks und der Politesse hinzugefügt.

Beym Anblick des Handelsverkehrs dieser Stadt würde ein Ausländer sie für reicher halten, als es wirklich ist. Europäer, die hier einiges Vermögen erworben haben, ziehen, wenn sie nicht durch den Besitz unbeweglicher Güter davon abgehalten werden, nach Lima, oder einer andern Stadt in Peru, wo sie ihre Kapitalien mit größerer Sicherheit anlegen können.

Der Cocosbaum ist in dieser Gegend in großer Menge vorhanden, und gewöhnlich nicht unter achtzehn bis zwanzig Fuß hoch. Nach der Stärke des Triebes der Wurzel fängt er von der Erde an, sich in vier bis fünf Stämme zu theilen. Sie haben insgemein vier bis sieben Zoll im Durchmesser; aber im Anfange wachsen sie in einer schiefen Richtung, so daß die Zweige alle ausgebreitet und von einander abgesondert sind. Die Länge des Blattes beträgt vier bis sechs, und die Breite drey bis vier Zoll. Es ist sehr glatt, sanft anzufühlen, und endigt sich, dem des Pomeranzenbaumes gleich, in eine Spitze, nur daß die Farbe etwas verschieden ist. Aus dem Stamme sowohl, als aus den Aesten, wachsen die Cocosnüsse hervor.

Zuerst erscheint eine, nicht sehr große, weiße Blüthe, deren Stempel den Keim der Nuß enthält, der zu der Länge von sechs bis sieben Zoll und zu vier bis fünf in der Breite wächst, an Gestalt einem Kürbis gleich, und nach der Länge aber tiefer, als der Kürbis gestreift ist.

Die Farbe der Nuß ist, während des Wachsthums grün, beynahe der des Blattes gleich; wenn sie aber zu ihrer Vollkommenheit gelangt ist, ver-

wandelt sie sich allmählig ins Gelbe. Die sie umgebende Schaale ist dünn, glatt und durchsichtig. Wenn die Frucht ihr volles Wachsthum erreicht hat, so wird sie abgebrochen und in Scheiben geschnitten; ihr Fleisch ist weiß und saftig, mit kleinen Saamenkörnern, die regelmäßig geordnet, und alsdann von keiner größern Consistenz, als das übrige Fleisch, aber weißer, und in einer sehr feinen, zarten Haut, die mit einer milchähnlichen, aber durchsichtigen, und etwas zähen Feuchtigkeit angefüllt ist, enthalten sind. Ihr Geschmack ist süßlich-sauer; aber hier zu Lande hält man dafür, daß sie Fieber verursache. Die gelbe Farbe der Schaale zeigt an, daß die Cocosnuß anfange, sich von ihrer Substanz zu nähren, und eine größere Consistenz zu erlangen, und daß die Saamenkörner anfangen, voll zu werden, indem die Farbe sich allmählig verliert, bis sie ganz voll sind; da dann die dunkelbraune Farbe der Schaale, in welche das Gelb übergegangen ist, die rechte Zeit, sie zu sammeln, andeutet.

Dieser Baum trägt in gleicher Fülle und Güte jährlich zweymahl Früchte. Die Menge, die in dem ganzen Gebiethe von Guayaquil gewonnen wird, beträgt wenigstens funfzigtausend Ladungen.

Die Cocosbäume lieben das Wasser so überaus sehr, daß der Boden, wo sie sollen gepflanzt werden, ganz schlammig seyn muß; und, wofern man sie nicht sorgfältig mit Wasser versieht, gehn sie ein. Auch müssen sie im Schatten gepflanzt, oder wenigstens vor den senkrechten Sonnenstrahlen geschützet seyn. Dem zufolge setzt man sie immer nahe bey andere große Bäume, unter deren Schutz sie wachsen und blühen.

Der schiffbare Theil des Flusses Guayaquil

erstreckt sich von der Stadt bis zum Zollhause zu Babahoyo, wo die Güter gelandet werden. Diese Entfernung beträgt sechstehalb und bis nach Caracol, dem Landungsplatz im Winter, siebentehalb Meilen.

Die Ufer dieses Flusses, so wie die seiner Arme und Kanäle, sind mit Landhäusern und Hütten armer Leute von allen Kasten, die hier sowohl zur Fischerey, als zum Ackerbau Gelegenheit haben, bedeckt; und die Zwischenräume sind mit einer solchen Mannigfaltigkeit von Gebüschen besetzt, daß es der Kunst schwer fallen würde, die reizende Landschaft, die die Natur hier darstellt, nachzuahmen.

Das vornehmste und gemeinste Material, dessen man sich zum Bau an diesen Flüssen bedient, ist Rohr; hieraus bestehen auch die innern Theile, als Wände, Fußböden und Treppengeländer. Die größern Häuser sind bloß in einigen Hauptheilen, die von Holz sind, verschieden. Die Art zu bauen besteht darin, daß man acht, zehn oder zwölf hölzerne Pfähle, mehr oder weniger, nach dem Umfang des Hauses, oben gabelförmig, und von gehöriger Länge, in die Erde schlägt, indem die Zimmer alle im ersten Stockwerke sind, ohne ein Erdgeschoß zu haben. Hierauf legt man quer über diese Gabeln Balken, in der Entfernung von sechs bis achtehalb Ellen von der Erde. Auf diese Balken legt man dergestalt Rohr, daß es eine Art von Querbalken macht, und darüber Breter von dem nähmlichen Rohr, anderthalb Fuß breit, die einen so festen und schönen Fußboden, als ob er von Holz wäre, ausmachen. Die Abtheilungen der verschiedenen Zimmer sind von demselben Material; nur die äußern Wände sind gemeiniglich,

um der Luft einen freyen Zugang zu verstatten; gegittert. Die Hauptbalken des Dachs großer Häuser sind von Zimmerholz, die Querbalken von Rohr, mit kleinen querüber, und über diese Vivavablätter. Auf diese Art wird ein Haus, ob es gleich alle nöthige Bequemlichkeiten enthält, mit geringem Aufwande gebaut. Was die ärmere Volksklasse betrifft, so ist eines jeden eigene Arbeit hinreichend, ihm eine Wohnung zu verschaffen. Der untere Theil dieser Häuser sowohl als die in dem größten Theil des Gebiethes von Guayaquil, sind ganz offen, ohne irgend eine Einfassung außer, den Pfosten und Stützen, die das Gebäude tragen. Der untere Boden ist im Winter, da das ganze Land überschwemmt ist, ganz unnütz. Solche Häuser jedoch, die über dem Wasser erhaben stehen, haben eben so, wie die andern Zimmer, gedielte Fußböden.

Sämmtliche Einwohner haben ihre Canoes, um von einem Hause zum andern zu fahren. In der Führung dieser Fahrzeuge sind sie so geschickt, daß ein kleines Mädchen sich ganz allein in ein so kleines, leichtes Boot wagt, das ein anderer, minder Geübter, so wie er den Fuß hineinsetzte, umwerfen würde.

Der beständige Regen im Winter, und die leichten Baumaterialien dieser Häuser machen die Reparatur derselben während des Sommers nothwendig; aber die der ärmern Volksklasse, die niedrig sind, müssen alle Jahr neu gebaut werden.

Die Fahrzeuge, deren man sich auf diesem Flusse bedient, sind Chatas, Canoes und Balzas, oder Flöße, eine Benennung, die ihre Bauart, aber nicht die Art, sie zu führen, die diese Indianer, unbekannt mit Küsten und Wissenschaften,

ten, von der Nothwendigkeit erlernt haben, hinreichend erläutert.

Die Balzas, von den Indianern Jandadas genannt, bestehen aus fünf, sieben, bis neun Balken, von einer Gattung Holz, die, ob sie gleich hier nur unter dem Nahmen Balza bekannt ist, die Indianer in Darien Puero nennen, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Ferula der Lateiner ist, deren Columella erwähnt. Es ist ein weißliches, weiches Holz, und so leicht, daß ein Knabe einen Stamm davon, fünfthalb bis sechs Ellen lang, und einen Fuß im Durchmesser, mit leichter Mühe fortschleppen kann.

Man bedient sich des Balzas nicht allein auf den Flüssen, man macht auch kleine Seereisen mit ihnen, und zuweilen gehen sie sogar bis nach Paita. Nach ihrer verschiedenen Bestimmung sind sie von verschiedener Größe; einige dienen zur Fischerey, andere zum Transport aller Arten Güther vom Zollhause nach Guayaquil, und von da nach Puna, nach dem Wasserfall des Tumbrez und Paita und andere von einer Künstlichern und zierlichern Bauart, dienen dazu, Familien nach ihren Landgüthern zu bringen, die darin dieselbe Gemächlichkeit, wie auf dem Lande haben, und auf dem Wasser gar keine Bewegung spüren. Daß sie Raum genug zu Bequemlichkeiten haben, läßt sich daraus schließen, daß ihre Balken achtzehn bis zwanzig Faden in der Länge, und ungefähr drey bis vier Fuß im Durchmesser halten, so, daß die neun Balken, woraus sie bestehen, eine Breite von dreyßig bis sechs und dreyßig Fuß, und so nach Verhältniß die von sieben, oder einer andern Anzahl von Balken, ausmachen.

Der dickste Balken von denen, woraus das

Balza besteht, liegt so, daß er an seinem Hintertheile über die andern hervorragt; an diesen ist auf beyden Seiten der erste Balken befestigt, und so nach der Reihe fort, bis das Ganze hinreichend fest ist; so daß der Hauptbalken in der Mitte, und die Anzahl der Balken immer ungerade ist. Die größere Gattung der Balzas führt gewöhnlich vier bis fünf hundert Centner, ohne vom Wasser beschädigt zu werden; denn die Wellen der See laufen nie über das Balza, auch dringt das Wasser nie zwischen den Balken herein, indem das Balza der Bewegung der Wellen stets nachgibt.

Bisher sprachen wir bloß von der Bauart, und von dem Gebrauche wozu sie angewandt werden; aber die merkwürdigste Eigenschaft dieses Fahrzeugs ist, daß es bey widrigen Winden eben so gut, als Schiffe mit einem Kiel, segelt, lavirt, und sich bewegt, auch nicht leicht seinen Weg verfehlt. Diesen Vorzug verdankt es einer andern Art zu steuern, als der vermittelst eines Steuerruders, nähmlich vermittelst einiger Breter fünfthalb bis sechs Ellen lang, und drey Viertelellen breit, Gueras genannt, die aufrecht sowohl am Vorder- als Hintertheile zwischen die Hauptbalken gestellt werden. Indem man einige davon tief ins Wasser stößt, und andere in die Höhe hebt, so segeln sie, laviren, legen bey, und verrichten alle andere Bewegungen eines regelmäßigen Schiffs.

Die Vermehrung der Fische in diesem Flusse wird durch die ungeheure Menge Alligators sehr gehindert, einer Gattung Amphibien, die man sowohl in den Flüssen, als auf den anliegenden Ebenen findet, ob sie gleich, so viel man weiß, sich selten weit vom Ufer des Flusses entfernen. Wenn sie vom Schwimmen ermüdet sind, so verlassen sie

das Wasser, um sich zu sonnen, und dann sehen sie Stämmen von verfaultem Holz, die der Strom ans Ufer geworfen hat, ähnlicher, als lebenden Geschöpfen. So bald sie ein Fahrzeug in ihrer Nähe wahrnehmen, stürzen sie sich sogleich ins Wasser. Es gibt deren von der Größe, daß sie über achthalb Ellen lang sind. Während der Zeit sie am Ufer in der Sonne liegen, haben sie den ungeheuren Schlund weit offen, bis er mit Fliegen und andern Insekten angefüllt ist, da sie dann plötzlich den Rachen schließen, und ihre Beute verschlingen. Was man auch in Ansehung der Wildheit und Raubgierde dieses Thieres geschrieben, so fand unsere Meßkünstlergesellschaft doch aus der Erfahrung, daß sie vor den Menschen fliehen, und so bald ihnen einer nahe kömmt, augenblicklich im Wasser untertauchen. Ihr ganzer Körper ist mit Schuppen bedeckt, die keine Flintenkugel durchdringt, wofern man sie nicht in den Bauch, nahe bey den Vorderfüßen, (der einzigen Stelle, wo sie verwundbar sind,) trifft.

Der Alligator gehört in die Klasse der eyerlegenden Thiere. Das Weibchen macht ein großes Loch in den Sand, nahe am Gestade eines Flusses, und legt daselbst ihre Eyer nieder, die kaum so groß, als Straußen- und so weiß, wie Hühnereyer, aber weit dichter sind. Sie legt gewöhnlich ungefähr hundert Eyer, womit sie an derselben Stelle, bis sie sie alle abgelegt hat, (was ein bis zwey Tage dauert,) fortfährt. Dann bedeckt sie sie mit dem Sande, und, um sie desto besser zu verbergen, wälzt sie sich nicht allein über ihrer kostbaren Niederlage, sondern auch in einer beträchtlichen Entfernung davon, im Sande herum. Nach dieser gebrauchten Vorsicht kehrt sie ins

Wasser zurück, bis der Naturtrieb ihr verkündigt, daß es Zeit ist, ihre Jungen aus dem Kerker zu erlösen; da sie dann, in Begleitung des Männchens, zu der Stelle kömmt, und, indem sie den Sand aufreißt, fängt sie an, die Eyer so behutsam zu zerbrechen, daß kaum ein einziges beschädigt wird, worauf man einen ganzen Schwarm kleiner Alligators herumkriechen sieht. Das Weibchen nimmt sie sodann mit ins Wasser; aber der wachsame Gallinasso, (ein großer Vogel, der in dieser Gegend sehr gemein ist,) macht sich diese Gelegenheit zu Nutze, ihr einen Theil derselben zu rauben; und selbst das Alligatormännchen, das in der That in keiner andern Absicht dazu kömmt, verschlingt deren so viel, als es kann, bis das Weibchen mit dem Ueberreste das Wasser erreicht hat. Alle, die von ihrem Rücken herabfallen, oder nicht schwimmen können, frißt sie selbst; so, daß von einer solchen fürchterlichen Brut glücklicherweise nicht mehr, als vier bis fünf davon kommen.

Wenn diese Thiere keine Fische finden, ihren Hunger zu stillen, so begeben sie sich nach den Wiesen, am Ufer des Flusses, und verschlingen Kälber und Füllen. Um ihrer Beute desto sicherer habhaft zu werden, gehen sie zur Nachtzeit aus, damit sie selbige im Schlafe überfallen können. Man hat die Beobachtung gemacht, daß die Alligators, die einmahl Fleisch gekostet haben, so begierig darnach geworden sind, daß sie nie wieder, als nur im Nothfall, Fische anrühren. Ihre Gefräßigkeit haben die Matrosen oft empfunden; die, indem sie unvorsichtigerweise mit einem Arm oder Bein über das Boot heraushängend, schliefen, von diesen Thieren erwischt, und

mit dem ganzen Körper ins Wasser gezogen wurden. Die Einwohner der Gegenden, wo sie in Menge vorhanden sind, suchen sie mit allem Eifer zu fangen und zu erlegen. Gewöhnlich bedienen sie sich hierzu einer Casonate, oder eines Stücks harten Holzes, an beyden Enden zugespitzt, und mit der Lunge eines Thieres geködert. Diese Casonate befestigen sie an einen ledernen Riemen, wovon das Ende am Ufer fest gemacht wird. Bey Erblickung der auf dem Wasser schwimmenden Lunge, schnappt der Alligator nach dem Köder, und so fahren ihm beyde Spitzen des Holzes in den Schlund hinein, dergestalt, daß er den Rachen weder schließen, noch öffnen kann. Dann wird er ans Ufer geschleppt, wo ihn die Indianer wie einen Ochsen, hetzen, indem ihnen wohl bekannt ist, daß der größte Schaden, den er thun kann, darin besteht, daß er diejenigen, die aus Mangel an Vorsicht oder Gewandtheit sich nicht weit genug von ihm entfernt halten, zu Boden wirft.

Sobald die französischen und spanischen Meßkünstler zu Guayaquil ankamen, sandte der Corregidor einen Boten an den Beamten von Guaranda, daß er Fuhren nach dem Hafen Caracol beordern möchte, um sie und ihr Gepäck nach dem Gebirge zu führen. Da aber der Weg damahls nicht zu passiren waren, so waren sie genöthigt, bis zum Sommer zu Guayaquil zu bleiben. Auf erhaltene Nachricht, daß die von jenem Beamten besorgten Maulesel auf der Straße nach Caracol wären, schifften sie sich sogleich, den 3ten May 1736, am Bord einer großen Chata ein, und erreichten diesen Ort den 11ten. Die Quaalen, die sie auf dem Flusse von den Muskitos ausstehen mußten, waren über alle Vorstellung. Die schreck-

lichste Nacht, die sie auf dieser Fahrt zubrachten, war, als sie bey einem großen, schönen, aber unbewohnten Hause vor Anker kamen; denn kaum hatten sie sich darin niedergesetzt, als sie auf allen Seiten von zahllosen Schwärmen Muskitos angefallen wurden, so daß es für jeden Menschen, der nur noch einiges Gefühl hatte, schlechterdings unmöglich war, einen Augenblick ein Auge zuzuthun. Kurz, alle Mittel, ihrer los zu werden, waren fruchtlos. Der Rauch von den Bäumen, die sie zu Vertreibung dieser höllischen Insekten anzündeten, schien, außerdem, daß er sie beynahe erstickte, ihre Menge eher zu vermehren, als zu vermindern.

Bey Tages Anbruch konnten sie, ohne gegenseitige Theilnahme, einander nicht ansehen; ihre Gesichter waren geschwollen, und ihre Hände mit schmerzhaften Beulen bedeckt, was den Zustand der andern Theile ihres Körpers, die den Anfällen dieser Insekten ausgesetzt waren, hinreichend zu erkennen gab. Die folgende Nacht schlugen sie ihr Lager in einem zwar bewohnten, aber von Muskitos, (ob sie sich gleich in weit geringerer Anzahl als vorher zeigten,) nicht befreytem Hause, auf. Als sie dem Wirth erzählten, auf was für eine jämmerliche Art sie die vorige Nacht zugebracht hätten, sagte er ihnen ganz ernsthaft, das Haus, worüber sie sich so sehr beklagten, wäre verlassen worden, weil es das Fegfeuer einer Seele gewesen; worauf einer von der Gesellschaft die witzige Antwort gab: mit mehrerm Rechte müsse man wohl glauben, es sey verlassen worden, weil es ein Fegfeuer für den Körper wäre.

Die ganze Straße von Caracol nach dem Oyibar ist ein so tiefer Morast, daß die Thiere

bey jedem Schritte fast bis an den Bauch hinein sanken; aber längs dem Ufer dieses Flusses fanden sie sie fester und bequemer. Das Haus, worin sie ihr Nachtquatier nahmen, war vor einiger Zeit, wie das bereits erwähnte am Guayaquilflusse, verlassen, und ein Aufenthalt der Muskitos von allen Gattungen geworden, so daß es unmöglich war, zu bestimmen, welches das schlimmste wäre. Einige, um der Qual dieser Insekten zu entgehen, legten ihre Kleider ab, und gingen in den Fluß, indem sie bloß dem Kopf über dem Wasser behielten; aber das Gesicht, das den Insektenstichen allein ausgesetzt blieb, ward sogleich mit ihnen bedeckt, so, daß diejenigen, die zu diesem Hülfsmittel ihre Zuflucht nahmen, sich bald gezwungen sahen, ihren ganzen Körper diesen Peinigern preis zu geben.

Den 16. Nachmittags kamen sie bey einem Orte, Memarumi, oder Steinmutter genannt, vorbey, wo ein Wasserfall von unbeschreiblicher Schönheit ist. Der Felsen, von dem sich das Wasser herabstürzt, ist beynahe senkrecht, und fünf und siebenzig Faden hoch, auf beyden Seiten mit hohen, ihre Aeste weit verbreitenden Bäumen besetzt. Die Klarheit des Stroms blendet das Auge, das zu gleicher Zeit von dem Glanze der durch seinen Fall gebildeten Wassermasse bezaubert wird; worauf er seinen Lauf in einem Bette, längs einem kleinen Abhange, fortsetzt, und von einer Landstraße durchschnitten wird. Von da setzten sie ihre Reise fort, und nachdem sie den Fluß zweymahl auf Brücken, aber mit gleicher Gefahr, als beym durchwaden, passirt waren, langten sie um zwey Uhr Nachmittags an einem Orte, Tarigagua genannt, an, wo sie in einem großen Gebäude von Zimmerholz,

mit Bijava-Blättern gedeckt, das zu ihrer Aufnahme erbauet war, ruheten.

Zu Tarigagua sieht der Reisende oft Beyspiele von den Wirkungen zweyer entgegengesetzter Temperaturen, an zwey einander begegnenden Personen, wovon die eine von Guayaquil, die andere vom Gebirge kömmt. Die letztere findet die Hitze so groß, daß sie kaum im Stande ist, einige Kleider zu tragen, während die erstere sich dicht in ihren Mantel einwickelt. Die eine findet ein solches Vergnügen an dem warmen Wasser des Flusses, daß sie sich darin badet; der andern kömmt es so kalt vor, daß sie sich scheuet, davon bespritzt zu werden. Ein gleiches findet selbst bey der nähmlichen Person Statt, die von einer Reise ins Gebirge nach Guayaquil, oder umgekehrt, von Guayaquil nach dem Gebirge zurück kommt, wofern nur die Hin- und Herreise in derselben Jahreszeit gemacht wird.

Um ein Viertel auf zehn Uhr Vormittags fingen sie an den Berg San Antonio zu besteigen, an dessen Fuß Tarigagua liegt, und um ein Uhr erreichten sie einen Ort, von den Indianern Guamac, oder Rohrkreuz genannt, wo sie Halt machten.

Die Rauhigkeit der Straße von Tarigagua, die auf diesen Berg führt, ist nicht leicht zu beschreiben. Das Ungemach und die Beschwerden, die unsere Gelehrten, außer den Gefahren, denen sie jeden Augenblick ausgesetzt waren, hier ausstehen mußten, übertraf alles, was sie auf ihren vorigen Reisen erfahren hatten. An manchen Stellen ist der Berg so abschüßig, daß die Maulthiere kaum den Fuß festsetzen können; und andern ist die steile Anhöhe mit gleicher Schwierigkeit verknüpft.

Oft ist die Straße so enge, daß die Maulthiere kaum Raum haben, den Fuß zu setzen; oft ist sie eine ununterbrochene Reihe von Abgründen. Außerdem sind diese Straßen, oder vielmehr Fußsteige, voller Löcher, oder Camelonen, über eine Elle tief, worin die Maulthiere ihre Vorder- und Hinterfüße setzen; so daß sie zuweilen ihren Bauch und des Reiters Füße auf der Erde hinschleppen. In der That dienen diese Löcher statt der Stufen, ohne welche diese Abgründe schwerlich zu paßiren seyn würden. Doch sollte das Thier ungefähr den Fuß zwischen zwey dieser Löcher setzen, oder ihn nicht recht stellen, so würde der Reiter stürzen, und geschähe dieß an der Seite des Abhanges, so wäre er ohne Rettung verloren.

Diese Löcher, oder, wie man sie nennt, Camelonen, machen diese ganze Straße sehr mühsam und gefährlich, indem sie den armen Maulthieren so viele Hindernisse in den Weg legen; obgleich die Gefahr an den Stellen, wo keine sind, noch weit größer ist. Denn da die Fußsteige äußerst steil und wegen des kalkigen, beständig feuchten Bodens schlüpfrig sind, so würden sie ganz ungangbar seyn, wenn nicht die Indianer voran gingen, und mit Spaten, die sie zu dem Ende bey sich führen, kleine Gräben quer über die Straße machten, wodurch die Schwierigkeit und Gefahr dieser rauhen Pfade sehr vermindert wird. Diese Arbeit geht beständig fort, indem jeder Zug von Maulthieren die Wiederholung derselben erfordert, denn in weniger als einer Nacht zerstört der Regen alle Gräben, die mehrere Hände den Tag zuvor gemacht haben. Noch würde man die Schwierigkeit, Leute zu bekommen, die zu Ausbesserung der Straße vorangehen, die Schmerzen des öftern

Fallens und der Quetschungen, und die Unannehmlichkeit, mit Koth bedeckt, und bis aufs Hemde naß zu werden, gern ertragen, wenn nicht alles dieß durch den Anblick der schaudervollen Abhänge und tiefen Abgründe, die die Seele des Reisenden mit Schrecken erfüllen müssen, noch mehr erhöhet würde.

Nicht minder schwierig und gefahrvoll ist die Art von diesen Höhen herabzusteigen. Um dieß zu verstehen, ist es nothwendig zu bemerken, daß in dieser Gegend des Gebirgs die ausserordentliche Steilheit den Camelonen keine Dauer verstattet; denn das Wasser, indem es die Erde beständig erweicht, wäscht sie hinweg. Die Maulthiere selbst haben ein Gefühl von der auf diesen Abhängen nöthigen Vorsicht; denn wenn sie auf die Spitze einer Anhöhe kommen, stehen sie still, und indem sie die Vorderfüße dicht zusammen stellen, setzen sie zugleich die Hinterfüße zusammen, als wollten sie sich niederlegen.

Haben sie in dieser Stellung gleichsam die Strasse überschauet, so gleiten sie mit der Schnelligkeit eines Meteors hinunter. Alles, was der Reiter zu thun hat, ist, im Sattel fest zu sitzen, ohne das Thier anzuhalten; denn die geringste Bewegung ist vermögend, das Maulthier aus dem Gleichgewicht zu bringen, in welchem Falle beyde unfehlbar verloren sind. Die Geschicklichkeit dieses Thiers ist hier wahrhaft bewundernswürdig; denn bey dieser schnellen Bewegung, wenn sie das Vermögen, sich zu regieren, ganz verloren zu haben scheinen, folgen sie genau den verschiedenen Krümmungen der Strasse, als hätten sie die Route, die sie zu verfolgen haben, zuvor sorgfältig ausgekundschaftet, sie sich vorläufig

eingeprägt, und mitten unter so vielen Unregelmäßigkeiten jede Vorsichtsmaßregel zu ihrer Sicherheit genommen.

Aber die längste Uibung in Bereisung dieser Strassen kann die Maulthiere von einer Art Schrecken oder Grausen, das sie bey der Ankunft an die Spitze eines steilen Abhangs blicken lassen, nicht gänzlich befreyen. Denn sie stehen still, ohne von dem Reiter angehalten zu werden; und wenn er sie unvorsichtiger Weise anzuspornen sucht, bleiben sie unbeweglich stehen; auch regen sie sich nicht von der Stelle, bis sie sich in die oben erwähnte Stellung gesetzt haben. — Jetzt scheint Vernunft gleichsam in ihnen wirksam zu seyn, denn sie betrachten nicht allein aufmerksam die Strasse, sie zittern und keichen auch vor der Gefahr; was den Reiter, der diese heftigen Bewegungen nicht gewohnt ist, nothwendig mit schrecklichen Vorstellungen erfüllen muß. Die Indianer gehen voran, und stellen sich längs den Seiten des Bergs, indem sie sich an die Bäume halten, und die Thiere durch Schreyen ermuntern, bis sie alle auf einmahl den Abhang hinunterschießen.

Jetzt fing die Gesellschaft der Mathematiker an, in Begleitung des Alkalden der Provinz, und der angesehensten Personen der Stadt, mit mehrerer Bequemlichkeit nach der Provinz Chimbo herabzusteigen. Nachdem der Erstre sie bey ihrer Ankunft aufs herzlichste bewillkommt hatte, setzten sie zusammen den Zug fort, und eine Viertelmeile von der Stadt wurden sie von dem Priester, einem Dominikaner, in Begleitung Mehrerer seines Ordens, und einer Menge Einwohner, die ebenfalls auf dieselbe freundschaftliche Veranlassung die Stadt verlassen, und, um die Feyerlichkeit zu er-

höhen, einen Trupp Cholos, oder indianischer Knaben mitgebracht hatten, empfangen. Auf diese Art ging der Zug nach der Stadt, wobey mit allen Glocken geläutet wurde, und jedes Haus vom Schall der Trompeten, Trommeln und Pfeifen ertönte.

Als sie dem Corregidor ihre Verwunderung über diesen Empfang, als ein Kompliment, das ihren Rang weit überstiege, bezeigten, gab er ihnen zu verstehen, daß dieses ganz und gar nichts Besonderes, und weiter nichts sey, als was gewöhnlich beym Eintritt einer Person von einigem Ansehen in die Stadt, geschähe, und das sämmtliche Städte der Provinz in Erweisung dieser Art von Glückwünschungen mit einander wetteiferten.

Nachdem sie das Gebirge jenseits Pucara passirt hatten, erschien ihnen das ganze Land, so weit das Auge reichen konnte, auf einer Strecke von einer halben Meile, als eine ebene und offne Fläche, ohne Bäume oder Berge, die, mit Waizen, Gersten, Mais- und andern Getraidefrüchten bedeckt, natürlicherweise unsern Meßkünstlern kein geringes Vergnügen gewährte.

Der Corregidor bewirthete sie in seinem Hause zu Guaranda bis zum ein und zwanzigsten desselben Monaths, wo sie dann ihre Reise nach Quito fortsetzten, und ohne daß ihnen weiter etwas Merkwürdiges aufstieß, in wenigen Tagen daselbst anlangten.

Am äußersten Ende einer geräumigen Ebene, Tura Bamba genannt, liegt die Stadt Quito. Außer der Besorgung von Zimmern für sie im Pallast der Audienz, unterhielt sie der Präsident der Provinz die ersten drey Tage mit großer Pracht, während welcher sie von dem Bischof,

dem Auditor, den Kanonikern, den Regidoren, und allen andern Personen von Stande, die in ihren Höflichkeitsbezeugungen mit einander zu wetteifern schienen, besucht wurden.

Nach genauen Beobachtungen unserer Mathematiker liegt die Stadt Quito unter 0 Grad, 13 Min. 33 Sek. südlicher Breite, und unter 298 Grad, 15 Min. 45 Sek. oder 61 Grad, 44 Min. 15 Sek. westlicher Länge von dem Meridian von Teneriffa, und an der östlichen Gränze der westlichen Cordilleras der Anden. Ihre Entfernung von der Küste der Südsee beträgt ungefähr acht Meilen westlich. In Nordwesten stößt sie an den Berg Pichincha, der bey den Ausländern wegen seiner großen Höhe nicht minder, als bey den Eingebohrnen wegen der großen Reichthümer, die, wie man glaubt, in ihm enthalten sind, berühmt ist. Die Stadt ist am Abhange dieses Berges gebauet, und von andern von mittlerer Höhe umringt, mitten unter den Klüften, oder Guaycos, wie man sie hier nennt, die die Höhen des Pichincha bilden. Einige dieser Klüfte sind von beträchtlicher Tiefe, und laufen ganz durch sie hin, so daß ein großer Theil der Gebäude auf Schwibbögen steht. Dieß macht die Strassen unregelmäßig und äußerst uneben, indem einige Theile der Stadt auf den Anhöhen, den Abhängen, und den Gipfeln dieser Klüfte erbauet sind. Die Stadt läßt sich in Ansehung der Größe mit einer vom zweyten Range in Europa vergleichen; aber ihre unebene Lage gibt ihr ein sehr unvortheilhaftes Ansehen.

Nahe bey ihr liegen zwo geräumige Ebenen, auf denen Landhäuser mit angebauten Ländereyen abwechseln, die die Aussicht von der Stadt aus ungemein verschönern, indem sie beständig mit ei-

nem lebhaften Grün bedeckt sind. Diese zwey Ebenen ziehen sich, so wie sie sich der Stadt nähern, zusammen, und bey ihrer Vereinigung bilden sie ein schmales Stück Land, mit den Höhen, worauf Quito zum Theil liegt, bedeckt. Befremdend mag es vielleicht scheinen, daß, ungeachtet zwey solche schöne, weitgestreckte Ebenen der Stadt so nahe liegen, eine so unbequeme Lage beyden ist vorgezogen worden. Aber die ersten Erbauer scheinen minder Rücksicht auf Bequemlichkeit und Schönheit, als, um das Andenken ihrer Eroberungen zu erhalten, genommen zu haben, indem sie auf der Stelle der alten Hauptstadt der Indianer baueten, die solche Gegenden wahrscheinlich, weil sie zur Vertheidigung besser geschickt sind, zur Erbauung ihrer Städte aussuchten. — Uiberdieß liessen sich die Spanier im Anfange ihrer Eroberung wohl schwerlich träumen, daß dieser Platz jemahls zu der gegenwärtigen Größe anwachsen würde. Quito war jedoch ehedem in einem weit blühendern Zustande, als jetzt.

Der Pichincha war in alten Zeiten ein Vulkan, und man weiß sich seit der Eroberung des Landes noch einiger Feuerausbrüche zu erinnern. Gegenwärtig wirft er kein Feuer mehr aus, auch steigt kein Rauch von ihm auf. Der höchste Theil des Pichincha ist mit Schnee und Eis bedeckt, wovon beträchtliche Quantitäten nach der Stadt gebracht, und unter das Getränk der Leute von Stande gemischt werden.

Der Hauptplatz in Quito hat vier Seiten; auf der einen steht die Kathedralkirche, und gegenüber der bischöfliche Pallast; die dritte Seite nimmt das Rathhaus, und die vierte den Pallast der Audienz ein. Er ist sehr geräumig, und hat

in der Mitte einen zierlichen Springbrunnen. Er wird in der That durch den Pallast der Audienz mehr entstellt, als geziert, da man, anstatt ihn in Bau und Besserung zu erhalten, den größten Theil hat in Verfall gerathen lassen; bloß einige Säle und Gerichtsstuben werden unterhalten. Die Hauptstrassen sind gepflastert; die übrigen aber sind nach einem Regen, der hier sehr gemein ist, fast nicht zu passiren.

Ausser dem Hauptplatze gibt es noch zwey andere in Quito, beyde sehr geräumig, nebst mehrern kleinern Plätzen. Auf diesen liegt der größte Theil der Klöster; sie machen daher einen sehr schönen Anblick, indem die Fronten und Portale dieser, der Religion gewidmeten Gebäude mit allen Verschönerungen der Baukunst geziert sind, besonders das Franziskanerkloster, das, da es ganz von Quadersteinen erbaut ist, unermeßliche Summen gekostet haben muß. Die Kathedralkirche ist, ausser dem Reichthum ihres Schmucks, mit prächtigen Tapeten und andern kostbaren Dekorationen geziert.

Unter den Gerichtshöfen, deren Sitzungen zu Quito gehalten werden, ist der vornehmste der Gerichtshof der königlichen Audienz, im Jahre 1563 errichtet. Er besteht aus einem Präsidenten, vier Auditoren und einem königlichen Fiskal, die sämmtlich zugleich noch andere hohe, öffentliche Aemter in der Provinz bekleiden. Außerdem ist noch ein anderer Fiskal, Protector de los Indios genannt, der für die Indianer sollicitirt, und, wenn ihnen Unrecht zugefügt wird, sie vor Gericht vertritt. Die Gerichtsbarkeit dieses Hofes erstreckt sich bis an die äußersten Grenzen der Provinz, und von seinen Aussprüchen findet keine an-

dere Apellation, als an den Rath von Indien Statt.

Auch ist hier ein Tribunal de Cruzada errichtet, das die Effekten verstorbener Personen in Verwahrung nimmt; eine vortreffliche Einrichtung, die aber häufig gemißbraucht wird. Ingleichen ist hier ein Inquisitionsgericht, unter einem Kommissär und Gerichtsbedienten, die von dem heiligen Officium zu Lima ernannt werden.

Das Kapitel der Kathedralkirche besteht aus dem Bischof, dem Dekan und andern hohen Geistlichen, die beträchtliche Einkünfte genießen. Diese Kirche ward im Jahre 1545 zu einer Kathedralkirche erhoben. Unter andern Festen, die darin mit außerordentlicher Pracht gefeyert werden, sind das Frohnleichnamsfest, und das Fest der Empfängniß unserer Lieben Frauen, denen alle angesehene Personen beywohnen, die vorzüglichsten. Aber der sonderbare Pomp der Procession der Hostie am erstern, und die Tänze der Indianer dürfen nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Einem Monath vor der Feyer des Festes geschieht es gewöhnlich, daß die Pfarrer der ganzen Provinz eine Anzahl Indianer auswählen, die zu den Tänzern bestimmt sind. Diese fangen sogleich an, die Tänze, deren sie sich vor ihrer Bekehrung zu bedienen pflegten, in Ausübung zu bringen. Ihre Musik ist die Pfeife und Trommel; das Außerordentliche ihrer Bewegungen besteht vorzüglich in einigen seltsamen Luftsprüngen, die nicht sehr nach dem europäischen Geschmack sind. Einige Tage vor der Feyerlichkeit kleiden sie sich in ein Wamms, Hemd und Weiberunterrock, die aufs prächtigste geziert sind. Uiber den Strümpfen tragen sie eine Art Halbstiefeln mit einer Menge Schellen. Das

Ge-

Gesicht ist mit einer Art Maske bedeckt, die aus allerhand bunten Bändern zusammengesetzt ist. — In diesem phantastischen Aufzuge geben sie sich den stolzen Nahmen, Engel, schwärmen den ganzen Tag auf den Strassen herum, und tanzen, um den Beyfall des Pöbels zu gewinnen. Doch was am meisten zu bewundern ist, so setzen sie, ohne einige Bezahlung oder eigennützige Absicht, diese Uibung ganzer vierzehn Tage vor dem großen Feste, und einen Monath darnach, unbekümmert um ihre Familien, ihre Pflichten, oder sich selbst, fort.

Bald nach der Ankunft unserer Gelehrten zu Quito beschlossen sie, die Reihe der Dreyecke zur Ausmessung eines Bogens des Meridians bis nach Süden dieser Stadt fortzusetzen. — Dem zufolge theilte sich die Gesellschaft in zwey Haufen, die aus Franzosen und Spaniern bestanden, und jeder verfügte sich zu seiner angewiesenen Stelle. — Don Georg Juan und Herr Godin, die die eine Abtheilung anführten, gingen nach dem Berge Pambamarca, während Herr Bouguer, de la Condamine und Don Ulloa, nebst ihren Gehülfen, zum höchsten Gipfel des Pichincha hinaufstiegen.

Beyde Theile litten außerordentlich durch die strenge Kälte und die ungestümen Winde, die auf diesen Höhen mit ununterbrochener Heftigkeit wehten. So ward in der heißen Zone, beynahe unter dem Aequator, wo man mit Recht vermuthen sollte, daß man von der Hitze am meisten zu befürchten hätte, ihr größtes Ungemach durch den hohen Grad der Kälte verursacht.

Ihr erster Gedanke war für jede einzelne Gesellschaft ein Zelt aufzuschlagen; aber auf dem Pichincha ließ es der enge Raum des Gipfels nicht

zu, und sie mußten mit einer Hütte von sehr kleinem Umfange, in die sie kaum alle hineinkriechen konnten, zufrieden seyn. Ihr Standort war auf einer der höchsten Klippen eines Felsengebirgs, hundert Faden über dem höchsten Theil der Wildniß des Pichincha. Die Anhöhe zu diesem erstaunlich hohen Felsen war einen beträchtlichen Theil des Weges so rauh und steil, daß sie nur zu Fuß bestiegen werden konnte; und dieß zu bewerkstelligen, kostete ihnen, durch die heftige Anstrengung des Körpers und die äußerst dünne Luft auf dem Gebirge, vier Stunden beständige Mühe und Arbeit. —

Unsere Mathematiker hielten sich gewöhnlich in ihrer Hütte, was sie, um sich vor der strengen Witterung zu schützen, zu thun gezwungen waren. Dabey wurden sie in einen so dicken Nebel gehüllt, daß sie einen Gegenstand in der Entfernung von sechs bis acht Schritten kaum zu unterscheiden vermochten. Wenn sich der Nebel auf einige Zeit aufklärte, so hatten die Wolken unter ihnen das Ansehen eines ungeheuern Meers, in dessen Mitte sie sich, wie auf einer Insel zu befinden schienen. In diesem Falle hörten sie das Krachen der über Quito und die benachbarte Gegend losbrechenden Stürme; sie sahen den Blitz aus den Wolken herausfahren, und hörten den Donner tief unter ihnen rollen. Während die niedern Gegenden in Ungewitter von Donner und Regen eingehüllt waren, genossen sie das anmuthigste heiterste Wetter; der Wind hatte sich gelegt, der Himmel war klar, und die belebenden Strahlen der Sonne mäßigten die strenge Kälte. Doch wenn die Wolken in die Höhe stiegen, so machte ihre Dicke das Athemhohlen schwer; ununterbro-

chen fiel Schnee und Hagel, und der Wind kehrte mit seiner ganzen Heftigkeit zurück; so, daß es unmöglich war, der Besorgniß, in den Abgrund hinunt gestürzt, oder in der täglichen Anhäufung von Schnee und Eis begraben zu werden, zu widerstehen.

Zuweilen wurden sie durch das laute Krachen ungeheurer Felsenstücke, die von ihrem Lager herabstürzten, erschreckt, und besonders schreckvoll war dieß zur Nachtzeit. Oft waren auch die Tage nicht viel besser, als die Nächte; und die Zwischenräume, in denen es möglich war, ihr Geschäft fortzusetzen, wurden unzureichend befunden, einige Fortschritte zu machen; doch hielten sie in der Hoffnung, daß das Wetter besser werden würde, stets standhaft aus.

Ihre Bedienten, und die sie begleitenden Indianer waren von der Kälte so erstarrt, daß man sie nur mit großer Schwierigkeit dahin bringen konnte, ihr Zelt zu verlassen, wo sie ein beständiges Feuer unterhielten. Alles, was unsere Gelehrten von ihnen erlangen konnten, war, mit der Arbeit abzuwechseln, und auch dann gingen sie nur ungern daran, und verrichteten sie sehr langsam.

Man kann sich leicht vorstellen, was die Gesellschaft von der Rauhigkeit eines solchen Klima leiden mußte. Ihre Füße waren geschwollen und so wund, daß sie selbst die Hitze eines Feuers nicht aushalten konnten, daher ihnen das Gehen äußerst schmerzhaft wurde. Ihre Hände waren mit Frostbeulen bedeckt, die Lippen geschwollen und aufgesprungen, und beynahe jede Bewegung beym Sprechen oder Essen zog Blut nach sich. Sie waren in der That nicht sehr zum Lachen geneigt; geschah dieß aber einmahl, so verursachte die Aus-

dehnung des Kinnbackens Risse, die einige Tage lang schmerzten.

Uiber drey Wochen brachten unsere Mathematiker auf diesem Felsen zu; da sie denn endlich, indem sie wegen der Unmöglichkeit, ihre Signale von einem Gipfel zum andern zu sehen, alle Hoffnung aufgaben, mit der Beendigung ihrer Beobachtungen der Winkel zu Stande zu kommen, zu einer niedrigern und günstigern Region herabstiegen; doch behielten sie ihre vorige Wohnhütte noch beynahe drey Monathe länger; da sie nach Vollendung der Beobachtungen, die insbesondere den Pichincha betrafen, zu andern fortschritten, wobey sie aber von Kälte und Ungemach nicht viel weniger auszustehen hatten; denn da die Stellen, wo sie ihre Beobachtungen machten, nothwendig auf den höchsten Gegenden der Wildnisse waren, so bestand die einzige Erhohlung, die sie genossen, darin, daß sie von einem Standort zum andern übergingen.

Nachdem sie den Pichincha verlassen hatten, bediente sich jede Gesellschaft eines Zelts, das, obschon klein, der Hütte doch vorzuziehen war. Anfangs schlugen sie ihre Zelter in bedeckten Gegenden auf, doch da sie sich nachher entschlossen, sie, zur Ersparung der Mühe, statt der Signale dienen zu lassen, versetzten sie selbige an freyere Stellen, wo der Ungestüm des Windes sie zuweilen über den Haufen warf.

Aus dem, was hier bemerkt worden, folgt, daß, um ein richtiges Urtheil über die glückliche Temperatur der Luft von Quito zu fällen, die Erfahrung die Irrthümer berichtigen muß, die die bloße Spekulation sonst lehren würde. Wer würde ohne jene untrügliche Führerinn, oder das offen-

bare Zeugniß der Geschichte sich vorstellen, daß im Mittelpunct der heißen Zone, oder vielmehr unter dem Aequator, die Hitze nicht allein sehr erträglich, sondern selbst die Kälte in manchen Gegenden unausstehlich streng ist, und daß andre alle Annehmlichkeiten und Vortheile eines beständigen Frühlings genießen, indem ihre Felder mit immerwährendem Grün bedeckt, und mit dem Schmelz der Blumen von den schimmerndsten Farben geziert sind? Das milde Klima, frey von den äußersten Graden der Hitze und Kälte, und die beständige Gleichheit der Tage und Nächte machen einen Erdfleck, den die Alten für unbewohnbar hielten, nicht allein anmuthig, sondern auch fruchtbar. In der That hat die Natur ihre Segnungen um Quito herum mit so freygebiger Hand ausgestreuet, daß dieß Land die Länder der gemäßigten Zonen übertrifft, wo der Wechsel von Sommer und Winter, und der Uibergang von der Hitze zur Kälte die äußersten Grade von beyden nur desto fühlbarer machen.

Die Umstände, die dieß Land so anmuthig machen, entspringen aus einer Vereinigung verschiedener, sowohl mit einander verbundener Eigenschaften, daß sie ohne eine schmerzhafte Trennung nicht von einander abgesondert werden können. Der Hauptumstand ist eine erhabene Lage, wodurch nicht allein das Zurückprallen der Sonnenstrahlen vermindert wird, sondern auch die Luft dünner, und der Frost gelinder ist.

Die Fruchtbarkeit dieses Landes würde Manchem unglaublich scheinen, würde nicht die Wahrscheinlichkeit derselben durch die Betrachtung der Gleichheit und Güte des Klima's bestärkt. Denn beyde Grade der Hitze und Kälte sind so glücklich

bestimmt, daß die Feuchtigkeit anhält, und selten ein Tag vorbey geht, wo die Erde nicht wenigstens einige Stunden lang von den befruchtenden Strahlen der Sonne erwärmt würde. Daher erblickt man hier die Früchte und Schönheiten der verschiedenen Jahreszeiten zu einer und derselben Zeit.

Obgleich dieß, im Ganzen genommen, seine Richtigkeit hat, so hat doch die Hauptärndte ihren festgesetzten Zeitpunct. Demungeachtet fällt die günstigste Jahrszeit zum Säen an einem Orte einen bis zwey Monath früher oder später, als an dem andern, ob sie gleich nur eine halbe bis drey Viertelmeilen von einander entfernt sind. So sehen wir zuweilen auf verschiedenen Seiten desselben Bergs, oder selbst auf der nähmlichen Seite, nach der mehr oder minder hohen Lage, oder andern natürlichen bestimmenden Umständen, Säen und Aerndten zu gleicher Zeit vor sich gehen. Auch steht dieß mit dem, was vorhin in Rücksicht dieses fruchtbaren und glücklichen Klima's behauptet worden, in keinem Widerspruch.

Die Dörfer sind größtentheils an den Seiten des Gebirgs, aber sehr unregelmäßig angelegt. Die Kirche und die Pfarrwohnung ausgenommen, sind die Häuser gewöhnlich aus Lehm erbauet.

Während die spanischen Meßkünstler mit ihren Ausmessungen in der Provinz Quito beschäftigt waren, wurden sie von dem Unterkönig von Peru aufgefordert, sich unverzüglich nach Lima zu begeben, wo ihr Beystand zu Vereitlung der Unternehmungen der Engländer *) für nöthig gehalten wurde.

*) Des Commodore Ansons Geschwader ward damahls in der Südsee erwartet.

Sie befolgten sogleich den Befehl des Unterkönigs; und nachdem sie sich zu Quito mit den nöthigen Bedürfnissen versehen hatten, verließen sie diese Stadt den 30sten October, indem sie beschlossen, ihren Weg über Guaranda und Guayaquil, als der beßten Straße, zu nehmen.

Sie erreichten Salto den 7ten November, und nach zwey Tagen kamen sie, durch ein völlig wüstes Land, zu Tumbez an. Ein Theil des Landes war von der Fluth überschwemmt, und der andere ein dürrer Sand, der die Sonnenstrahlen mit solcher Heftigkeit zurückwirft, daß man sich gewöhnlich genöthigt sieht, diese Reise bey der Nacht zu machen.

Zu Tumbez landete Don Franzisko Pizarro zuerst im Jahre 1526. Längs dem Ufer eines Flusses gleiches Nahmens werden alle Früchte und Getraidegattungen der Wendekreise im Uiberfluß hervorgebracht. Die entferntern Gegenden des Landes liefern eine Art Hülsenfruchtbaum, Algarrobale genannt, der eine Bohne trägt, die zum Viehfutter dient.

Von Tumbez zogen sie weiter nach Piura. Mit Schwierigkeit legten sie den Weg bis dahin in vier und funfzig Stunden, längs einer eben so mühsamen, als gefährlichen Straße, zurück. Auf der letzten Station dieser Route sahen sie eine Grube, die eine Art Bergtheer liefert, das in großen Quantitäten nach Callao und anderwärts, wo man es zur Schifffahrt braucht, verführt wird. Man sagt aber, daß es das Tauwerk verbrenne.

Die Stadt Piura war die erste spanische Niederlassung in Peru. Sie ward von Pizarro im Jahre 1531 erbaut. Sie liegt unter 5 Grad, 11 Min. südlicher Breite, und ist der Aufenthalt des Corregidors, dessen Gerichtsbarkeit sich auf der

einen Seite längs den Thälern, und auf der andern bis ins Gebirge erstreckt. Sie hat einen Fluß, der zur Bequemlichkeit der Einwohner, und zur Fruchtbarkeit des Landes viel beyträgt; aber im Sommer trocknet er gemeiniglich aus, da sie dann genöthigt sind, Brunnen in seinem Bette zu graben.

Bey Fortsetzung ihrer Reise erreichten unsere Gelehrten zunächst Sechura, ungefähr zwey Meilen entlegen. Das ganze Land zwischen den beyden Stationen ist eine flache Sandwüste. Hier rasteten sie zwey Tage, passirten sodann die Wüste, und nachdem sie einigemahl, um sich zu erfrischen und auszuruhen, auf kurze Zeit Halt gemacht hatten, langten sie zu Monope an. Der ausgebreitete, einförmige Anblick der Fläche, die sie passirten, nebst der beständigen Bewegung des Sandes, die in kurzer Zeit alle Spuren verwischt, führen oftmahls die erfahrensten Wegweiser irre. Ihr scharfer Geruch in Wiederausspürung des rechten Weges ist jedoch bemerkenswerth; denn indem sie den Sand beriechen, der mehr oder weniger mit dem Unrath der Maulthiere geschwängert ist, bestimmen sie die wahre Richtung.

Nahe bey Monope läuft der Fluß Pozuelos, der ebenfalls im Sommer austrocknet. Der Instinkt der Thiere, die diese Straße zu bereisen gewohnt sind, ist bewundernswürdig; denn selbst in der Entfernung von einer Meile können sie das Wasser riechen, und werden so ungeduldig, daß es schwer hält, sie zurückzuhalten.

Nachdem sie einige unbedeutende Städte passirt hatten, erreichten sie Truxillo, im Thale von Chimbo. Ungeachtet ihres sandigen Bodens ist die Lage der Stadt anmuthig. Sie ist mit einer Mauer von Ziegelsteinen umgeben, und ihr Umfang gibt

ihr das Recht, zu den Städten von der dritten Größe gezählt zu werden. Ihre Entfernung vom Meere beträgt ungefähr eine Achtelmeile. Die Häuser machen einen schönen Anblick.

In diesem Klima ist ein merklicher Unterschied zwischen Sommer und Winter. Die Gegend dieses ganzen Thales ist ungemein fruchtbar, so daß die Einwohner nicht allein Uiberfluß an allen Arten von Lebensmitteln zu ihrer eignen Consumtion haben, sondern auch beträchtliche Ladungen, besonders von Waizen und Zucker ausführen. Ungefähr eine Viertelmeile von der Stadt ist ein Fluß, dessen Wasser in mancherley Kanälen durch diese anmuthige Landschaft geleitet wird. Es würde interessant seyn, alle Oerter, wo sie Halt machten, aufzuzählen; es mag genug seyn, zu sagen, daß sie, nach einer langwierigen Reise von beynahe sechszig Meilen, wovon sie den größten Theil bey der Nacht machten, endlich in Lima eintrafen.

Diese Stadt liegt in dem geräumigen und anmuthigen Thale Rimac, ein indianisches Wort, woraus die Spanier durch eine verdorbene Aussprache Lima gemacht haben. Ursprünglich stammt es von dem Nahmen eines Götzenbildes ab, dem die eingebohrnen Indianer Opfer darzubringen pflegten; und da sie in dem Wahn standen, daß der Götze auf die an ihn gerichteten Gebethe Antwort ertheile, so nannten sie ihn vorzugsweise Rimac, oder: der, welcher spricht.

Lima liegt, nach den genauesten Beobachtungen, unter 12 Grad, 2 Min. 3 Sec. südlicher Breite, und unter 60 Grad, 32 Min. 58 Secunden westlicher Länge von dem Meridian von Teneriffa. Ihre Lage ist eine der vortheilhaftesten, die man sich denken kann, indem sie in einem geräu-

migen Thale liegt, und in gehöriger Entfernung gegen Norden von den Cordilleras der Anden, wovon einige Hügel in das Thal hineintreten, begränzt wird.

Der Fluß gleiches Nahmens bespült die Mauern, und wenn er durch die Ströme vom Gebirge nicht angewachsen ist, läßt er sich leicht durchwaden. Demungeachtet ist eine zierliche steinerne Brücke, mit einem Thore von der feinsten Architektur an dem einen Ende darüber gebauet. Dieses Thor führt zu dem Hauptplatze, der sehr groß und prächtig ist.

Die Gestalt der Stadt ist ein Dreyeck, dessen Grundlinie, oder längste Seite sich längs dem Ufer des Flusses ausdehnt. Ihre Länge beträgt zwey Drittel, und ihre größte Breite zwey Fünftel einer englischen Meile. Sie ist mit einer Mauer von Ziegelsteinen umgeben, die, obgleich nicht regelmäßig angelegt, ihrem ursprünglichen Zwecke entspricht. Die Straßen sind gepflastert, und von Kanälen durchschnitten, die, indem sie überwölbt sind, ohne einige Unbequemlichkeit zu ihrer Reinlichkeit beytragen.

Die Häuser sind meistentheils niedrig, aber bequem, und fallen gut ins Auge. Sie sind alle auf eine solche Art und von solchen Materialien erbauet, wodurch sie am tüchtigsten sind, die Stöße von den Erdbeben, denen diese Stadt so sehr unterworfen ist, auszuhalten. Diese sind die schrecklichsten Unglücksfälle, die Lima und die benachbarte Gegend bedrohen. So plötzlich und gewaltsam sind diese Naturerschütterungen, daß der Zeitraum zwischen ihnen nie von hinreichender Länge ist, um das Andenken ihrer fürchterlichen Folgen auszulöschen.

Die Erdbeben haben jedoch, ob sie gleich plötzlich eintreten, ihre Anzeigen; eine derselben ist ein dumpfes Getöse in den Eingeweiden der Erde, ungefähr eine Minute vor der Empfindung des Stoßes, das alle anliegenden unterirdischen Theile zu durchlaufen scheint. Hierauf folgt ein schreckliches Geheul der Hunde, die das erste Vorgefühl von der bevorstehenden Gefahr zu haben scheinen. Auf diesen Lärmen fliehen die erschrockenen Einwohner aus ihren Häusern auf die Straßen mit solcher Uibereilung, daß, wenn das Unglück sich bey der Nacht zuträgt, sie ganz nackend erscheinen. Auch endigt sich ihr Schrecken nicht mit dem ersten Stoße, indem keiner es wagt, nach seinem Hause zurückzukehren, selbst, wenn er dem ersten Anfall entrinnt, damit nicht ein zweyter Stoß ihn in noch größeres Unglück stürzen möge.

Eine der schrecklichsten Naturerschütterungen, die diese unglückliche Stadt fühlte, trug sich den 20sten October 1687 zu.

Eine andere, noch schrecklichere in ihren Folgen, überfiel sie den 28ten October 1746 um halb eilf Uhr Nachts. In weniger als drey Minuten war der größte Theil der Gebäude von jedem Range zerstört, und alle die unter den Trümmern begraben, die nicht vermögend gewesen waren, auf die Straßen und Plätze, die einzigen Sicherheitsörter bey diesen fürchterlichen Erdverzuckungen, zu entrinnen. Das Fort Callao stürzte zur nähmlichen Stunde in gleiche Trümmern zusammen; doch was es vom Erdbeben an seinen Gebäuden litt, war, im Vergleich mit der darauf folgenden Katastrophe unbedeutend. Das Meer, das auf eine beträchtliche Entfernung zurücktrat, kehrte in berghohen Wellen, von der heftigen Bewegung schäumend,

zurück, und verwandelte Callao augenblicklich in einen See; nichts blieb übrig, außer ein Stück von der Mauer des Forts Santa Cruz, als ein Denkmahl dieser fürchterlichen Verwüstung.

In diesem Augenblicke lagen drey und zwanzig Schiffe von verschiedenem Range im Hafen vor Anker; neunzehn davon sanken gänzlich unter, und die andern vier, worunter die Fregatte St. Fermin war, wurden durch die unwiderstehliche Gewalt der Wellen ein beträchtliches Stück Weges auf das Land fortgeführt.

Diese fürchterliche Uiberschwemmung erstreckte sich nach andern Häfen, längs der Küste, die das nähmliche Schicksal, wie Lima, erfuhren. Die Anzahl der Einwohner, die in dieser Stadt umkamen, stieg auf dreyzehnhundert, außer den Verstümmelten und Verwundeten. Zu Calloa, dessen Bevölkerung auf viertausend geschätzt wurde, kamen bloß zweyhundert, und darunter zwey und zwanzig vermittelst der bereits erwähnten Mauer, davon.

Durch diese schrecklichen Heimsuchungen, verbunden mit dem gänzlichen Mangel an Regen, könnte der Leser leicht auf die Gedanken kommen, daß die Gegend nothwendig ganz unfruchtbar seyn müsse. Dennoch findet das Gegentheil Statt. Denn Lima genießt eine beneidenswürdige Fruchtbarkeit; Kunst und Natur vereinigen sich, die Feuchtigkeit darzureichen, die die Wolken zurückzuhalten scheinen.

Eine der Hauptsorge der Inkas war, Gräben oder kleine Kanäle anzulegen und auf die vortheilhafteste Art zu vertheilen, um das Wasser des Flusses überall hinzuleiten, und den Boden zu befruchten. Die Spanier, die diese nützlichen Werke bereits ausgeführt fanden, unterhalten sie mit

wenigen Kosten; und die Gegend ist folglich gewässert und reizend.

In der Nachbarschaft der Stadt befinden sich zahlreiche Gärten, voll der auserlesensten Früchte und Kräuter. Der Boden ist jedoch steinig und sandig. Das urbare Land hat eine Schicht von ein bis zwey Fuß Erde, darunter aber lockere Steine. Daher ist es offenbar, daß dieser ganze Raum einst vom Meere, in der Entfernung von einigen Meilen über seine gegenwärtigen Gränzen, überschwemmt gewesen.

Auch sind die Felsen im innersten Theile der Bay, gleich denen, die von den Wellen bespült werden, durchbohrt und geglättet, und auf die außerordentlichste Art untergraben, was ohne die Einwirkung des Meeres nicht hätte geschehen können.

Eine andere besondere Eigenschaft dieser dürren Gegend ist der Uiberfluß an Quellen; überall findet man Wasser, wenn man nur einige Fuß tief unter der Oberfläche gräbt.

Ein erstaunenswürdiger besonderer Umstand an den Mauern von Lima ist, daß sie, obgleich auf der Oberfläche der Erde, ohne einige Grundlage erbauet, den heftigen Erdbeben, die die festesten Gebäude über den Haufen warfen, widerstanden haben. Diese sonderbare Eigenschaft findet man gleichfalls an den Mauern anderer Städte in der ganzen Ebene.

Während des Aufenthalts unserer Mathematiker zu Lima arbeiteten sie unaufhörlich, die Gegend, auf den Fall eines Angriffs von Seiten der Engländer, in den beßten Vertheidigungsstand zu setzen. Zu gleicher Zeit wurden vier Kriegsschiffe ausgesandt, an der Küste von Chili zu kreu-

zen, und das Eiland Juan Fernandez *) zu besuchen, um das englische Geschwader bey seiner ersten Erscheinung in der Südsee anzugreifen. Doch nachdem sie daselbst eine geraume Zeit lang gekreuzt hatten, kehrten sie, ohne die geringste Nachricht von fremden Schiffen, die sich in den dortigen Gewässern hätten sehen lassen, zu erhalten, nach Callao zurück, und nahmen sogleich ihre, noch nicht vollendete Ausmessung eines Bogens des Meridians wieder vor.

Ehe sie ihr Geschäft vollendet hatten, langte ein Expresser zu Quito an, mit der umständlichen Nachricht von den glücklichen Unternehmungen der Engländer an diesen Küsten, und daß sie die Stadt Paita ausgeplündert hätten. Unsere Meßkünstler kehrten daher sogleich nach Lima zurück, wo sie das Kommando von zwey Fregatten, die zum Kreuzen an der Küste von Chili ausgerüstet waren, erhielten.

Chili ist wegen seiner Fruchtbarkeit berühmt. Seine Ebenen, Anhöhen, Thäler, kurz, das ganze Königreich ist ein Gegenstand der Bewunderung; denn so groß ist die überschwängliche Fruchtbarkeit des Bodens, daß jedes Theilchen desselben mit Vegetationskraft geschwängert zu seyn scheint. Dem zufolge ist der Ackerbau eine der einträglichsten Beschäftigungen. Eben so hat dieß Königreich einen

*) Aus der vorhergehenden Reise erhellt, daß die Spanier das Eiland nur wenige Tage vor des Commodore Ansons Ankunft daselbst verlassen hatten. Diesem glücklichen Zufall hatte er es zu verdanken, daß er ihnen nicht in die Hände fiel, indem seine Mannschaft zu sehr am Scharbock darnieder lag, als daß sie, im Fall eines Angriffs, im Stande gewesen wäre, einigen Widerstand zu thun.

Uiberfluß an Bergwerken aller Arten, besonders an Gold- und Kupfergruben.

Die Art, den inländischen Handel mit den Indianern in dieser Gegend zu treiben, ist zu merkwürdig, als daß man es mit Stillschweigen übergehen könnte. Diese ursprünglichen Einwohner werden nicht, wie die Peruaner, von Caciken beherrscht; sie huldigen bloß dem Alter; und daher wird der Aelteste aus der Familie als ihr Regent respectirt. Der spanische Handelsmann fängt damit an, daß er dem Oberhaupte der Familie ein Glas Wein anbiethet, worauf er seine Waaren, mit Bemerkung des Preises, zur Schau auslegt, damit die Indianer aussuchen mögen. Werden sie des Handels einig, so macht ihm der Spanier ein Geschenk mit Wein; und das Oberhaupt der Indianer macht der Gemeinde bekannt, daß sie mit dem Spanier, als seinem Freunde, Handel treiben können. Im Vertrauen auf diesen Schutz, geht der Spanier von Hütte zu Hütte, wobey er sich zuerst dadurch empfiehlt, daß er dem Familienhaupte ein Glas von seinem Weine gibt. Hierauf gehen sie an das Geschäft; und wenn der Indianer das, was er braucht, ausgesucht hat; so geht der Handelsmann weiter, indem er die Hütten nach einander besucht, bis er seinen ganzen Vorrath los geworden ist, ohne daß er zur Zeit einige Bezahlung dafür erhält.

Alsdann geht er zur Wohnung des Oberhauptes zurück, wobey er unterweges bey seinen Kunden einspricht, und ihnen bekannt macht, daß er Willens sey, nach seiner Heimath zurückzureisen. Auf diese Anzeige unterläßt keiner, den bedungenen Preis in des Oberhaupts Hütte zu bringen. Hier nehmen sie mit allen Kennzeichen einer aufrichtigen

Freundschaft Abschied von und ihm zuweilen begleiten ihn die Indianer bis an die Gränze, und helfen ihm das Vieh hinwegtreiben, das er im Tausche für seine Güter erhalten hat.

Vormahls führten diese Handelsleute beträchtliche Quantitäten von Wein und andern berauschenden Getränken; da aber dies Veranlassung zu Tumulten gab, die sich zuweilen in Kriege endigten, so ist dieser Handelszweig unterdrückt worden, und jetzt dürfen nicht mehr Getränke in das Gebieth der Indianer geführt werden, als was hinreichend ist, den Herrn der Familien ein unschädliches Kompliment zu machen. Die glücklichen Wirkungen dieses heilsamen Verbots werden gegenseitig gefühlt.

Die Indianer von Arauco, Tucapel und andere in ihrer Nachbarschaft, haben bisher alle Versuche der spanischen Regierung, sie zur Unterwerfung zu zwingen, vereitelt. Denn wenn sie in diesem ungeheuern Landstriche sich in die Enge getrieben sehen, so ziehen sie sich nach den innern Theilen des Landes zurück, von wo sie in Verbindung mit andern Nationen, in solcher Anzahl zuzückkehren, daß jeder Widerstand Verwegenheit seyn würde.

Bald nach der Ankunft unserer Mathematiker in der Bay von Conception, stießen sie zur Esperanza, einem spanischen Kriegsschiff, unter Anführung des Don Pedro Mendinuetta, welcher Mittel gefunden hatte, das Kap Horn zu umsegeln, und diesen Hafen zu erreichen. Nachdem der Admiral Pizarro, der das Kommando des Geschwaders übernahm, schnell zu ihnen gestoßen war, segelten sie nach Valparaiso, wo sie den Louis Erasme, Notre Dame de la Deliverance, und die Lilie, französische Schiffe, die, da sie als

Regi-

Registerschiffe befrachtet worden waren, hier um ihre Ladungen zu verkaufen, gelandet hatten, antrafen.

Die ganze Flotte segelte nun nach Juan Fernandez, und von da nach Callao, wo sie den 24. Junius anlangte.

Unsere Gelehrten kehrten noch einmahl nach Quito zurück, wo sie ihre Messungen vollendeten, und dann weiter nach Lima reisten, um sich von hier aus nach Spanien einzuschiffen. Zu Callao trafen sie jedoch die Deliverance und die Lilie an, die sich, nach Europa zu segeln, rüsteten. Dieß war eine Gelegenheit, die sie nicht vorbey lassen durften; und dem zufolge schiffte sich Don Georg Juan in das letztere, und Don Antonia de Ulloa in das erstere ein.

Sie verließen Callao den 22 Nov., und bald stießen auch der Louis Erasme und der Marquis d'Antin zu ihnen; da aber die Lilie einen Leck bekam, sah sie sich genöthigt, wieder zurückzukehren. Der Rest des Geschwaders war jedoch so glücklich, das Kap Horn zu umsegeln, ohne die heftigen Stürme zu erfahren, die den Seefahrern in diesen Breiten so oft nachtheilig sind. Nachdem sie auf der Rhede von Fernando de Noronha, an der Küste von Brasilien, Verräthe von Lebensmitteln eingenommen, und ihre beschädigten Schiffe ausgebessert hatten, gingen sie den 10ten Junius 1744 von neuem unter Segel, und schmeichelten sich, daß die Gefahr der Reise nunmehr zu Ende wäre. Doch den 21. Jul. entdeckten sie, ungefähr eine Meile von ihnen, zwey Segel, die, nachdem sie kurz darauf sich auf einen Kanonenschuß genähert hatten, englische Flagge aufsteckten, und ihre Linie formirten, während die französischen Schiffe, ob-

gleich in schlechtem Zustande, um sich in ein Gefecht einzulassen, sich gleichfalls zum Treffen rüsteten.

Die Feinde, die, wie es sich nachher auswies, Kaper waren, waren ihnen beträchtlich an Stärke überlegen. Sie führten die Nahmen: Prinz Friedrich, Kapitain Talbot, und der Herzog, Kapitain Morecock. Nach einem kurzen Gefechte strich der Marquis d'Antin die Segel, nachdem er seinen Kapitain verloren, und mehrere Schüsse zwischen Wind und Wasser bekommen hatte.

Da der Kapitain der Deliverance, des vornehmsten Schiffes, einer seiner Kameraden genommen sah, zog er klüglicherweise die Segel auf, und suchte zu entfliehen, während der Louis Erasme ein Gleiches that. Doch wurde letzterer bald gezwungen, sich zu ergeben; und während die Kaper mit beyden Prisen beschäftigt waren, war die Deliverance so glücklich, davon zu kommen.

Der Kapitain der Deliverance fing an sich Glück zu wünschen; und indem er mit seinen Officieren zu Rath ging, nach was für einen Laufe es am rathsamsten zu steuern wäre, empfahl ihm einer von ihnen, der mit Louisbourg bekannt war, diesen Hafen. Da dieses die kürzeste Fahrt war, so folgte der Kapitain seinem Vorschlage, nachdem der Plan sowohl von den Officieren, als den Reisenden war gebilligt worden.

Den 13. Aug. sahen sie eine Brigantine nach Louisbourg zu steuern, worauf die Deliverance französische Flagge aufsteckte, was von jener mit zwey bis drey Kanonenschüssen beantwortet wurde. Diese thaten jedoch weiter keinen Schaden; und da kurze Zeit darauf zwey Kriegsschiffe aus dem Hafen heraus kamen, glaubten sie noch immer,

diese gehörten zu einem Geschwader französischer Schiffe, die diesen wichtigen Platz bewachten, und hielten die Brigantine für einen Kaper, der etwas gegen die Fischerey vor hätte. Hier mag sich die Einbildungskraft des Lesers auf der einen Seite das Vergnügen und die Freude, die jedes Herz erfüllten, da sie sich dem Ende aller ihrer Unglücksfälle nahe träumten, und auf der andern die Bitterkeit getäuschter Hoffnung schildern, da ihre Träume von Wonne in das wirkliche Elend der Gefangenschaft sich endigten — denn der Platz war damahls in den Händen der Engländer, und sie fanden es gleich unmöglich zu fechten oder zu entfliehen.

Die Brigantine, die funfzig Kanonen führte, nahm von der Deliverance Besitz, und führte eine überaus reiche Prise in den Hafen, während die beyden Kriegsschiffe, die der Sunderland und der Chester waren, in Bereitschaft standen, im Nothfall Beystand zu leisten.

Don Ulloa hatte aus seinen sämmtlichen geheimen Papieren ein Paket formirt, und Befehl gegeben, im Fall er plötzlich in einem Treffen fallen sollte, es in die See zu werfen. Da es unthunlich befunden ward zu entfliehen, warf er das Paket, mit Kugeln beschwert, selbst in die See; aber alle Papiere, die sich auf die Messung der Grade des Meridians bezogen, nebst den physikalischen und astronomischen Beobachtungen, behielt er in Verwahrung; indem er wohl wußte, daß ihr Inhalt die ganze gesammte Menschheit interessire, und keine Nation durch die Einsicht derselben beleidigt werden könne. Da er aber besorgte, sie möchten gemißbraucht oder mit andern Papieren von minderer Wichtigkeit verworfen wer-

den, hielt er es für dienlich, die englischen Kapitains mit dem ihm aufgetragenen Geschäfte bekannt zu machen, und empfahl ihnen seine Handschriften zu sorgfältiger Verwahrung.

Da Don Ulloa nach England gesandt wurde, ward er zu Fareham, einem anmuthigen Dorfe am untern Theile des Hafens von Portsmouth, gefangen gehalten. „Und hier," sagt er, „darf ich das gefällige und edelmüthige Benehmen des Kapitains Brett vom Sunderland gegen sämmtliche Gefangene von einigem Range, die er nicht nur an seine Tafel zog, sondern auch die andern Officiere bewog, seinem guten Beyspiele zu folgen, nicht mit Stillschweigen übergehen. Alle ohne Ausnahme, schienen in Höflichkeit gegen uns, und in Menschlichkeit gegen die Gemeinen zu wetteifern, wobey sie nichts sparten, um unser Unglück zu erleichtern."

Don Ulloa ward der Aufsicht des Herrn Brookes, Kommissairs für die französischen Gefangenen, anvertrauet. Seine Dankbarkeit gegen ihn und Herrn Rickmann, der in gleicher Eigenschaft bey den spanischen Gefangenen angestellt war, schildert er mit den glühendsten Farben. Durch den Beystand dieser Herren ward er in Stand gesetzt, dem Herzog von Bedford, damahls erstem Lord der Admiralität, ein Bittschreiben um Wiedereinhändigung seiner Papiere zu überreichen; die darauf ertheilte Antwort machte den Engländern Ehre — sie gaben Ulloa zu verstehen, daß sie mit den Künsten und Wissenschaften, oder ihren Lehrern keinen Krieg führten; daß die Britten sie kultivirten, und daß es der Ruhm seiner Minister und großen Männer wäre, sie aufzumuntern und zu beschützen.

Bald darauf erhielt Don Ulloa die Erlaubniß sich nach London zu begeben, um daselbst seine Anfuchungen mit mehrerer Bequemlichkeit und Wirkung erneuern zu können. Hier ward er von den Großen und den Gelehrten mit der ausgezeichnetsten Achtung empfangen. Sein Gefühl für die Freundschaftsbezeugungen, die er empfing, gesteht er auf eine Art, die zu erkennen gibt, daß er sie verdiente.

Nachdem seine Papiere von Hrn. Folkes, Präsidenten der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London, der einen sehr günstigen Bericht davon abstattete, untersucht worden waren, wurden sie ihm sogleich überliefert; und zu einem glänzendern Beweise der Hochschätzung ward er zum Mitglied dieser Gesellschaft der Wissenschaften aufgenommen, als eine Belohnung für das, was er im Dienste der Menschheit, durch seinen Beytrag zur Aufnahme der Wissenschaft, gethan hatte.

Bey Aufzählung der empfangenen Gunstbezeigungen, gibt Don Ulloa dem englischen Nationalruhm dieß schimmernde Zeugniß: „Handlungen, wie diese," sagt er, „überzeugten mich von der Biederkeit der Engländer, ihrem Wohlwollen und uneigennütziger Gefälligkeit. Ich beobachtete das Temperament, die Sitten, die Regierung und die Polizey dieser preiswürdigen Nation, die in ihrem häuslichen Betragen und in ihren geselligen Tugenden der übrigen Welt zum Muster dienen kann."

Da Don Ulloa hierauf seine Freyheit erhielt, die ihm auf sein erstes Ansuchen ertheilt wurde, schiffte er sich zu Falmouth in das Paketboot ein, und langte den 26. Jul. 1746 zu Madrid an.

Inhaltsanzeige
des sechsten Bandes.

Seite

Reise der Capitaine Clipperton und Shelvock um die Welt. = = = = = = = = 1

Reise des Commodore Roggewein zu Entdeckung eines südlichen festen Landes. = = = = 44

Commodore Anson's Reise um die Erde. = = 65

Reise von Don George Juan und Don Antonio de Ulloa nach Süd-Amerika. = = = = 156